Kirchliche Volksmission

von

D. Gerhard Hilbert
Professor in Rostock

Zweite verbesserte Auflage

Leipzig 1919 Erlangen
A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Dr. Werner Scholl

Kirchliche Volksmission

Von

D. Gerhard Hilbert
Professor in Rostock

Zweite verbesserte Auflage

Leipzig 1919 Erlangen
A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Dr. Werner Scholl

Vorwort zur ersten Auflage.

Die nachstehenden Ausführungen über „Kirchliche Volksmission“ sind mir erwachsen aus den Erfahrungen des Pfarramtes und vielfacher Vortragstätigkeit im Dienst der Kirche sowie aus der Mitarbeit an den Gemeinschaften im Königreich Sachsen. Vor einem Jahrzehnt bereits habe ich ihre Hauptgedanken einer Organisation der Inneren Mission gegenüber in Form eines Programmes entwickelt. Bei der umfassenden und eindringenden Beschäftigung mit den Aufgaben der Kirche in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, wie es das akademische Lehramt der praktischen Theologie erfordert, ward mir ihre Richtigkeit und Notwendigkeit mehr und mehr gewiß. Wie wenig Verständnis für die Inangriffnahme der von mir geforderten Volksmission von seiten der organisierten Kirche auch bei solchen vorhanden ist, die berufsmäßig die gesamte kirchliche Tätigkeit zu überschauen und ihr neue Wege zu weisen haben, erhellt z. B. daraus, daß E. Chr. Achelis in seinem dreibändigen Lehrbuch der praktischen Theologie (3. Aufl. 1911) über Apologetik und Bibelstunde überhaupt nichts zu sagen weiß und für Evangelisation eigentlich nur knapp eine Seite übrig hat und zwar nur bei der Darlegung der Inneren Mission.

Meiner Überzeugung nach darf die Kirche, wenn sie ihre gottgegebene Aufgabe in der Gegenwart richtig erfaßt und den unzweideutigen Weisungen ihres Herrn gehorchen will, sich nicht genügen lassen an den historisch gewordenen Formen ihrer Betätigung, sondern sie muß mit aller Kraft und im großen Zuge das so oft geforderte Werk der Volksmission endlich in Angriff nehmen. Wo nicht, so wird sie je länger je mehr in den Winkel gedrückt werden, und sie

wird es erleben, daß das Evangelium noch weniger eine bestimmende Macht sein wird im Gesamtleben des Volkes als in letzter Zeit. Das wolle Gott in Gnaden verhüten!

Rostock, im Juli 1916.

Gerhard Hilbert.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die Ausführungen der ersten Auflage haben viel Widerspruch erfahren: man fand meine Darstellung der kirchlichen Verhältnisse zu pessimistisch. Der Fortgang der Ereignisse haben mir recht gegeben: unsere Kirche kann nur Volkskirche bleiben als Volksmissionskirche — das drängt sich heute jedem mit Gewalt auf.

Im übrigen habe ich allen Grund, dankbar zu sein für die Aufnahme, die meine Schrift gefunden im gesamten evangelischen Deutschland. Gott gebe, daß sie auch fernerhin ihren Dienst tue zum inneren Aufbau der Kirche nach seinem heiligen Willen!

Rostock, im April 1919.

Gerhard Hilbert.

Inhalt.

I.

Die Waffen ruhen. Bald wird der Friede geschlossen nach dem grauenhaften Ringen. Nach einem Heldenkampf ohne gleichen ist Deutschland am Ende doch noch zusammengebrochen, und der Feind hat uns den Fuß auf den Nacken gesetzt, uns den Wehrlosen und Ohnmächtigen. Nie aber wäre dies das Ende gewesen, wenn nicht im Inneren der Umsturz erfolgt wäre: er hat das feste Gefüge unseres Heeres zerbrochen; er hat die alte Wirtschaftsordnung aufgelöst mitten im äußeren Zusammenbruch; er hat der wilden Begehrlichkeit der Massen Tür und Tor geöffnet und den Willen zur Arbeit gelähmt, der allein uns retten kann. Es droht der Bürgerkrieg im Inneren, es droht eine Hungersnot, in der Millionen zugrunde gehen und die Kraft unseres Volkes zerbrochen wird auf Jahrzehnte, ja Jahrhunderte. Finis Germaniae!

Wie hat dieser Gang der Entwicklung gewirkt auf das religiöse Leben unseres Volkes, auf seine Stellung gegenüber der Kirche und seiner Väter? Wir müssen urteilen: Der Bestand der Volkskirche ist auf das Äußerste bedroht. Schon die eine Tatsache muß hier von der allergrößten Bedeutung sein, daß die zur Herrschaft gekommene Partei zwar offiziell sich der Religion gegenüber neutral gestellt hat, indem sie die Religion für Privatsache erklärt, daß aber alle ihre Führer nicht müde geworden sind, ihre grundsätzliche Gegnerschaft gegen alle Religion, besonders aber gegen das Christentum zu betonen. Während bislang die Kirche einem Staate gegenüberstand, der sie schützte und in seiner Weise zu fördern suchte, hat sie sich jetzt mit einer Regierung auseinanderzusetzen, die in ihren maßgebenden Persönlichkeiten zum mindesten dahin neigen muß, den Einfluß der Kirche auf das Volk möglichst zu schwächen. Geradezu unerträglich wäre es, wenn das alte Kirchenregiment in die Hände der neuen Regierung käme und in ihren Händen bliebe: es muß zu einer Trennung von Kirche und Staat kommen. Aber

für den Bestand der Kirche ist es von entscheidender Bedeutung, wie diese Trennung vollzogen wird: wird der Staat auch in Zukunft den konfessionellen Religionsunterricht in der Schule, womit zum guten Teil die Volkskirche steht und fällt, erteilen lassen oder nicht? wird die Kirche den Charakter einer öffentlich-rechtlichen Körperschaft behalten? wird sie und ihre Einrichtungen auch fernerhin des staatlichen Schutzes sich erfreuen dürfen wie bisher? wird ihr ihr Vermögensbestand gewährleistet und der Staatszuschuß bewilligt, ohne den sie ihre Tätigkeit in dem bisherigen Umfang nicht aufrecht erhalten kann? werden die theologischen Fakultäten bestehen bleiben? usw.

Doch selbst wenn alle diese Fragen von seiten des Staates durchaus in einem der Kirche günstigen Sinn beantwortet würden, selbst dann erscheint der Bestand der evangelischen Volkskirche ernstlich bedroht. Das unterliegt ja keinem Zweifel, daß in Zukunft der Austritt aus der Landeskirche viel leichter von statten gehen wird als bisher. Es wird sich fragen, in welchem Umfang von dieser Erleichterung Gebrauch gemacht werden wird. Und wie wird die Trennung von Kirche und Staat auf die Wertschätzung der Zugehörigkeit zur Kirche im Urteil der Gesellschaft wirken? Kaum wird, wie es bisher in weiten Kreisen der Fall war, auch in der neuen Gesellschaft es mehr oder minder „zum guten Ton" gehören, daß man Mitglied der Kirche bleibt als einer „staatserhaltenden" Größe. Alle die äußeren Gründe, die in der bisherigen Gesellschaftsordnung für das Bleiben in der Landeskirche sprachen, sind dahingefallen; ja vielleicht tritt der umgekehrte Fall ein, daß Religionslosigkeit und Dissidententum für die Anerkennung in Staat und Parteiwesen eine Empfehlung ist. Es ist durchaus möglich, daß es noch viel mehr als bisher eine Schmach sein wird, sich zum Christentum und zur Kirche Christi zu bekennen. Ja wer weiß, ob es nicht noch zur Verfolgung, ja zur Kreuzigung derer kommen wird, die von dem Evangelium und von der Kirche des Evangeliums nicht lassen wollen — so gut wie in Rußland!

Das alles sind Fragen, die ihrer Lösung harren; niemand vermag sie mit unbedingter Sicherheit zu beantworten. Immerhin gibt doch der seitherige Verlauf der Dinge eine Grundlage, auf der fußend man über die Frage sich ein Urteil erlauben darf, ob der Versuch, die Volkskirche unserem Volke zu erhalten, von vornherein

aussichtslos ist oder nicht. So gewiß eine wilde Christenverfolgung von seiten einer terroristischen Regierung auch in Deutschland nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, so gewiß hat doch die Mehrheit des Volkes in überwältigenden Kundgebungen sich für den Fortbestand der Kirche und die Beibehaltung des christlichen Religionsunterrichtes in den Schulen ausgesprochen; auch will sie nichts wissen von Kirchenraub und Kirchenplünderung. Das hat besonders in den Kreisen der Freisinnigen geradezu verblüffend gewirkt, da man hier des Glaubens war, daß die Kirche nur durch die Hilfe des Staates ihr Leben in der modernen Zeit gefristet habe. Es hat aber sogar die zur Herrschaft gekommenen Parteien genötigt, ihr kirchenfeindliches, kirchenzerstörendes Vorgehen zu mäßigen, wenn nicht gar völlig einzustellen — wenigstens vor der Hand. Selbst persönlich Gleichgültige wollen die Kirche, weil sie ihrer für die sittliche Bildung der Gesamtheit, vor allem aber der Jugend nicht glauben entbehren zu können.

Ich bin auch der Meinung, daß diese Stellungnahme — vielleicht nach einigen Schwankungen — bleiben wird. Gewiß fallen mit der Trennung von Kirche und Staat mancherlei äußere Gründe dahin für die Zugehörigkeit zur Kirche — die Taufe wird nicht mehr als „das Eintrittsbillet in die Gesellschaft" (H. Heine) gelten; dieser Verlust wird aber mehr als ausgeglichen durch die Tatsache, daß es nunmehr nicht mehr möglich sein wird, den Massen die Kirche als „die schwarze Polizei" des Klassenstaates verdächtig zu machen. Auch wird zweifellos die Kirche an Ansehen nur gewinnen, wenn sie frei geworden ist von der Bevormundung durch den Staat und ungehemmt durch irgendwelche äußere Rücksichten ihre Stimme erheben kann als „das Gewissen des Volkes" auch im öffentlichen Leben.

Endlich wird die gesamte furchtbar schwierige Lage des Volkes und aller einzelnen der Predigt des Evangeliums günstiger sein als die glänzenden Verhältnisse, in denen wir vor dem Kriege lebten. Das, was auch in sonst wohlwollenden Kreisen dem biblischen Christentum entgegenstand, war einmal das Selbstgefühl und sodann die Diesseitsstimmung der Neuzeit (Friedrich Paulsen). Beides ist zweifellos zerbrochen: die Erde ist auch solchen zum „Jammertal" geworden, die darüber einst nur Spott und Hohn hatten — es

wird wenige geben, die sich nicht schon irgendeinmal den Tod gewünscht, um dem Jammer der Zeit zu entgehen; und ebenso ist das Selbstgefühl von einst gewichen einer geradezu zermalmenden Empfindung von Schmach und Schande. Den Mühseligen und Beladenen aber gilt Jesu Ruf, und bei denen, die geistlich und wirtschaftlich zu Bettlern geworden sind, hat er zu aller Zeit den offensten Eingang gefunden. Insofern sind die Aussichten für die Erhaltung der evangelischen Volkskirche vielleicht günstiger, als sie vor dem Kriege lagen.

Allerdings nur als „Volksmissionskirche"! Die Kirche wird nur dann Volkskirche bleiben können, wenn sie entschlossen das Werk der Inneren Mission in dem ursprünglichen Sinn eines Wichern in Angriff nimmt. Gewiß haben Tausende unter den furchtbaren Erfahrungen des Krieges ihren Gott gefunden und sind ihres Herrn und Heilandes gewiß geworden; aber vielleicht noch mehr sind im Felde und in der Heimat ganz irre geworden an Gott und haben dem Glauben ihrer Väter bewußt den Rücken zugekehrt. Ebenso liegen die Dinge auf sittlichem Gebiete. Schon der Krieg wirkte je länger je mehr sittlich zersetzend und verwildernd auf die Massen im Feld und in der Heimat. Der Zusammenbruch an der Front und der Umsturz im Inneren hat diesen Prozeß ins Ungeheuere gesteigert. Zuchtlosigkeit und Unkeuschheit, Genußsucht und wilde Begehrlichkeit, Trägheit und Arbeitsunlust, Verachtung jeglicher menschlicher und göttlicher Autorität — all das liegt vor Augen, ein praktischer Abfall vom Christentum, wie ihn vielleicht keiner in unserem deutschen Volke für möglich gehalten hätte. Wir haben heidnische Zustände mitten in der Christenheit.

Diese Sachlage aber droht geradezu unter den neuen Verhältnissen die gesamte evangelische Kirche völlig zu entchristlichen. Zweifellos ist es eine segensreiche Wirkung des „Staatskirchentums" gewesen, daß die Landesfürsten den Bekenntnisstand der Landeskirchen aufrecht erhielten: auch in den Tagen der Aufklärung bestanden die Bekenntnisse der Kirche zu recht. Mit dem Zusammenbruch des landesfürstlichen Kirchenregimentes aber ist die Volkskirche der Gefahr ausgesetzt, daß unter der Herrschaft des allgemeinen Wahlrechtes die Anschauungen der Majorität ausschlaggebend werden für Lehre und Leben. Das Christentum ist aber

nie eine Sache der Massen. Wird man fordern, daß wie auf dem Gebiete des Staates, so auch innerhalb der Kirche der Wille der Mehrheit das oberste Gesetz wird, dann wird es früher oder später zu einer Entchristlichung der Volkskirche kommen: um „das Volk“ zu behalten, wäre „die Kirche“ zerstört! Von hier aus erscheint jede Überschätzung der Christlichkeit unserer Volkskirche doppelt gefährlich. Wir müssen die Dinge sehen lernen, wie sie sind, und ihnen Rechnung tragen. Davon kann keine Rede sein, daß unsere volkskirchlichen Parochien Gemeinden sind, in denen ein wahrhaft christliches Glaubens- und Liebesleben wirklich herrscht. Wir haben viel Heidentum innerhalb der Volkskirche, und die Gefahr besteht, daß es in ihr unter der Herrschaft der Masse und des demokratischen Prinzipes immer weiter sich ausbreitet und sie von innen heraus um ihr Wesen bringt.

Ist diese Darstellung richtig, dann werden auch nach dem Friedensschluß die Verhältnisse in unserem Vaterland denen auf den Missionsfeldern gleichen: hier wie dort eine Minderheit bewußter Christen, hier wie dort die große Masse der Werdenden und Schwankenden, hier wie dort entschlossene Gegner. Forderte diese Sachlage schon vor dem Kriege volle Berücksichtigung, so noch mehr nach dem Friedensschluß. Denn die Sachlage ist günstiger geworden und schwieriger zugleich: günstiger, weil weithin das Feld weiß ist zur Ernte; schwieriger, weil die Feindschaft an Tiefe und Umfang gewachsen. Beides zwingt die Kirche zu verdoppelter Anstrengung. Das innere Leben derer, die mit uns sind, verlangt gesteigerte Pflege, sowohl bei denen, in denen es neu erwacht, als auch bei denen, in denen es erstarkt ist. Und die wider uns sind, wollen nicht nur bekämpft sein, auf daß sie nicht immer mehr dem Glauben der Väter entfremden — es gilt auch den Versuch zu machen, sie zu gewinnen für Christus und sein Reich. Mit einem Worte: Wir brauchen eine *kirchliche Volksmission*. Die Kirche als organisierte Anstalt, die Kirche in ihren berufenen Organen (in dieser Bedeutung werde ich im folgenden von „Kirche“ reden) hat im vollen Umfang diese eigentliche „Innere Missionstätigkeit“ in Angriff zu nehmen. War sie schon im Kriege eine Notwendigkeit, so muß sie erst recht sofort nach dem Friedensschluß mit voller Wucht überall im deutschen Vaterlande einsetzen.

Oder irre ich hier? Schleiermacher wollte bekanntlich nicht so reden, als sollten „unsere religiösen Zusammenkünfte eine Missionsanstalt sein, um die Menschen erst zu Christen machen", sondern in der Zuversicht, daß es „noch Gemeinden der Gläubigen und eine christliche Kirche gäbe". Der Romantiker in Schleiermacher macht sich auch hier geltend, wie mich dünkt. Es ist bekannt, daß diese Auffassung des großen Theologen Schule gemacht hat: nicht von der Wirklichkeit des religiös-sittlichen Lebens der Gemeinde gelte es auszugehen, sondern von dem Ideal! Einer Widerlegung bedarf diese Regel wohl nicht mehr: der Wirklichkeitssinn der Gegenwart geht über sie einfach weg zur Tagesordnung. Weder Jesus noch Paulus und Luther hat sie befolgt. Unter Einsichtigen ist kein Streit darüber, daß eine Hauptursache der Wirkungslosigkeit der Predigt der Mangel an Berücksichtigung der wirklicheu Verhältnisse ist. Haben wir in der Missionsheimat Zustände wie auf den Missionsfeldern, so gilt es auch hier zu arbeiten, wie es dort geschieht.

Oder will man dagegen geltend machen: Die Glieder unserer Gemeinde sind getaufte Christen und keine Heiden!? Gewiß liegt darin eine Wahrheit; auch der wird sie anerkennen, der nicht zu lehren vermag, daß Taufe und Wiedergeburt zusammenfallen. Denn auch das innere Leben des einzelnen ist abhängig von dem der Gesamtheit, aus der er erwächst und in der er steht. Noch ist der Geist Jesu Christi eine Macht in der Seele unseres Volkes und darum auch in der des einzelnen, ob er es nun wahr haben will oder nicht. Solange dies der Fall ist, haben wir ein Recht, von einer Volkskirche zu reden und allen Kindern, für die es begehrt wird, die Taufe zu erteilen.

Aber haben nicht Hunderttausende bereits ihren Austritt erklärt aus der Kirche? Und sind diese Kirchenfeinde nicht in überwältigender Überzahl auch Feinde des Christentums? Wachsen nicht immer mehr Kinder auf in Häusern, deren Geist wider Christum ist? Und wer weiß, wie lange die Schule dem Widerstand entgegensetzen kann und will; wer weiß, wie lange noch die Massen geschlossen festhalten an der Sitte der Konfirmation?! Es steht fest: entgegengesetzte Mächte ringen um die Seele unseres Volkes. Die innere Lebenseinheit ging ihm verloren. Qualvoll wird es hin und hergerissen wie vor dem Krieg, so nach ihm.

Wer nicht von einem „Ideal" oder von einem „Dogma" sich gefangen nehmen läßt, wer die Dinge sieht, wie sie sind, den wird diese Wirklichkeit zu dem Urteil zwingen: Wir brauchen eine kirchliche Volksmission. Die Kirche sieht sich vor dieselben Aufgaben gestellt, wie sie der Mission obliegen. Auch die Kirche hat das „moderne Heidentum" zu bekämpfen und sich seiner Angriffe zu erwehren; auch die Kirche muß versuchen, die Gegner zu überwinden und zu gewinnen. Auch die Kirche hat das neuerwachte Glaubensleben sorgfältig zu pflegen; sie hat der grauenhaften Unwissenheit zu wehren und die jungen Christen einzuführen in die christliche Wahrheit und das christliche Leben; sie hat den einzelnen zu erziehen und eine christliche Sitte wiederum zu schaffen. Auch die Kirche sieht sich bei dem Zusammenbruch des christlichen Hauses vor der Aufgabe, die, so mit Ernst Christen sein wollen, zusammenzuschließen zu Gemeinden oder Gemeinschaften, die den einzelnen halten und tragen, die dann auch die Mittelpunkte und Träger sind des geistlichen Lebens und des wirksamen Handelns im Dienst des Herrn.

II.

Ist die Kirche dieser Fülle von Aufgaben gewachsen? Vor allem: lassen sie sich lösen durch die Mittel, die sie bisher gebrauchte, in den Formen, in denen bislang das kirchliche Leben sich abspielte? Der Kirche Luthers ist es in Fleisch und Blut übergegangen: Das Wort muß es tun, das da ist „so ein großmächtiges Ding, daß es alles kann und vermag". Demgegenüber wird wieder das Urteil Goethes unter uns laut: „Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen .... Und schreibe getrost: im Anfang war die Tat". So fordert A. Patras in der „Christlichen Welt" (1915 Nr. 16): „Die Kirche muß lernen auf andere Weise den Beweis ihres Glaubens zu führen als durch das Wort, nämlich durch die hilfsbereite Tat". Weder in der Natur der Sache, noch in der Erfahrung des Lebens ist diese Behauptung begründet. Denn das Wort ist es, in das der Geist sich faßt und mitteilt; das Wort ist die Brücke von Mensch zu Mensch; ohne das Wort gibt es weder geistige Beeinflussung noch geistige Gemeinschaft; in der Welt des Geistes ist die stärkste Macht das Wort. Nur dort kann es ver-

sagen, wo es zum bloßen Wort, wo es geistlos geworden ist. „Es bringt Christum mit sich", sagt Luther mit Recht. Wo immer das Wort von Christus lauter und rein und in der Kraft seines Geistes verkündigt wird, da findet es ein starkes Echo gerade in der Gegenwart: es erweist sich „als ein Hammer, der Felsen zerschmeißt," und zugleich auch als Geist und Leben; es weckt den lebendigen Glauben, der Wiedergeburt und Bekehrung in sich schließt. Am biblischen Wort liegt es wahrlich nicht, wenn die Predigt so vielfach die Anziehungskraft auf die Massen und die Durchschlagskraft auf die Herzen vermissen läßt! Der Gegensatz ist falsch: „Nicht das Wort, sondern die Tat." Denn das rechte Wort ist stets Tat, schöpferische, zündende, fortreißende, umgestaltende Tat. Gilt dies schon vom menschlichen Wort, wie viel mehr von dem Wort Gottes, das der Kirche Christi vertraut ist! Auch die gegenwärtige Lage der Kirche verlangt von ihr zunächst und vor allem eins: die Verkündigung des Wortes. Wenn die von Wichern erstrebte Erneuerung der Kirche nicht erreicht worden ist — meiner Überzeugung nach liegt es daran, daß die Innere Mission wohl die „Werke der Barmherzigkeit" in immer größerem Umfang in Angriff nahm, aber die freie Verkündigung des Evangeliums, die „Evangelisierung der Massen" beiseite ließ.

Ist das Behauptete richtig, brauchen wir eine kirchliche Volksmission, die in erster Linie Verkündigung des Wortes ist, so erhebt sich die Frage: läßt sie sich treiben im Rahmen dessen, was bisher ordnungsmäßig in der Kirche geschieht? Genügt das, was zur Pflege des inneren Lebens getan wird? oder bedürfen wir neuer Kanäle, um den Strom des göttlichen Geistes leiten zu können über das dürstende Land? Ich sehe dabei ab von der Beantwortung der Frage, ob die Beeinflussung und Erziehung der Kinder und der Jugendlichen, wie sie bislang von der Kirche geübt wurde, dem Bedürfnis der Gegenwart entspricht — das ist eine Frage für sich.

Verpflichtet ist der Geistliche in der Regel nur zur Abhaltung des öffentlichen Gottesdienstes, vor allem zur Darbietung des Wortes in der Predigt, und zur persönlichen Seelsorge, besonders bei Taufe und Konfirmation, bei Trauung und Beerdigung. Kann sich die „Kirche daran genügen lassen? Kann sie alles weitere freien Organisationen oder einzelnen Persönlichkeiten überlassen — also gleichsam

dem „Zufall“? hat sie nicht selbst die heilige Pflicht dem Volk wie der Gemeinde gegenüber, ihre Arbeit zu erweitern und umzugestalten?

Für die Kriegszeit hat die Kirche selbst diese Frage beantwortet: überall hat das Außerordentliche der Lage außerordentliche Einrichtungen notwendig gemacht. Neben den sonntäglichen Predigten wurde die Gemeinde versammelt in besonderen Kriegsbetstunden und Kriegsandachten. Auch der Kriegerfrauen nahm die Kirche sich an in ihrer Vereinsamung, Trostbedürftigkeit und Haltlosigkeit. Und was der Seelsorger von der Heimat aus durch Briefe und Schriften den kämpfenden Soldaten für ihre Seele gab, das hat vielleicht nicht weniger dazu beigetragen, den Mut und die Geduld zu stählen, als das persönliche Zeugnis der Feldprediger. Gewiß, das alles ist mehr oder minder Kleinarbeit. Wer große Worte, neue Offenbarungen, welterschütternde Taten im Kriege von der Kirche erwartet hat, den hat sie bitter enttäuscht. Wir aber wissen, daß im Reiche Gottes das Verborgene und Unscheinbare die Verheißung hat, daß hier die Treue im Kleinen entscheidet. Auch der Meister „war nie in großen Geschäften, sondern in unermüdlichem, treuem Kleinbetrieb“ (Martin Kähler). Der Krieg hat nicht nur offenbar gemacht, daß die treue Arbeit der Kirche der letzten Jahre zumal doch nicht umsonst war; auch während des Krieges hat die Kirche wahrlich nicht versagt: sie hat die Zeit verstanden und besser als 1870 getan, was die Lage erheischte.

Darf aber die Kirche nach dem Friedensschluß das alles abstellen und wieder sich bei dem beruhigen, was von alters her im deutschen Vaterland getan ward, vor allem also neben der persönlichen Seelsorge an der sonntäglichen Predigt? Sie ist schon längst nicht mehr imstande, all das zu leisten, was sie leisten soll!

Oder will man dies bestreiten mit dem Hinweis darauf, daß unsere Christen allesamt hindurchgegangen sind durch christlichen Schul- und Konfirmandenunterricht? Gewiß ist dies der Fall; aber lehrt nicht die Erfahrung, daß die kindlichen Gemüter für die Größe und Tiefe des Evangeliums oft nicht das Verständnis besitzen? Und wenn noch so eindringlich die einschlägigen Fragen besprochen werden, den jungen Seelen sind sie noch nicht Fragen, und eben darum nehmen sie noch nichts mit, was sie rüsten könnte wider die Einwürfe späterer Gegner. Dazu muß sich der Unterricht

notwendigerweise dem kindlichen Verständnis anpassen, sonst taugt er nichts. Wird nun die Gedankenwelt des Christentums nicht auch in einer dem gereiften Menschen entsprechenden Weise zum Vortrag gebracht, so setzt sich die Vorstellung fest, daß das Christentum eine „Philosophie für Kinder“ sei, unannehmbar eben darum für den selbständig denkenden Menschen. Wie oft geschieht es, daß solche, die so dachten, aufs Höchste überrascht waren, wenn ihnen die ganze Tiefe der Lebensanschauung Jesu erschlossen ward! Endlich ist es ein Hauptfehler der evangelischen Kirche der Gegenwart, im Unterschied von der Väter Weise, daß sie die konfirmierten Kinder für mündig erklärt und sie als Mündige behandelt! Als ob nicht auch der erwachsene Mensch noch fortgesetzter Erziehung und sittlicher Anweisung bedürfte, z. B. die Neuvermählten, zumal in unserer Zeit, wo der einzelne nicht mehr getragen wird von der ererbten Sitte der Väter! Wie jämmerlich ratlos sind gerade moderne Menschen bei der Beurteilung neuer Erscheinungen und Lebenslagen!

Oder soll hier die persönliche Seelsorge ergänzend einspringen? Das ist völlig unmöglich — außer in ganz kleinen Gemeinden! Wieviel neue geistliche Stellen müßten geschaffen werden! Alle solche Pläne scheitern von vornherein an den finanziellen Schwierigkeiten. Aber auch wenn sich diese Schwierigkeit überwinden ließe — die größere bleibt bestehen: es ist Tatsache, daß die meisten Menschen der Gegenwart den ungerufenen Seelsorger innerlich, wo nicht gar auch äußerlich abzuweisen pflegen: sie wehren sich gegen jede Einmischung „Fremder“ in ihre persönlichen Angelegenheiten! Auch die persönliche Seelsorge muß hier versagen.

So bleibt es dabei: die ganze Fülle der verschiedenartigen Aufgaben, die der Zustand unserer Volkskirche mit sich bringt, soll gelöst werden in der Hauptsache durch die sonntägliche Predigt! Das vermag sie nicht — ihrer ganzen geschichtlich gewordenen Art nach. Unsere sonntäglichen Gottesdienste sind Feierversammlungen der gläubigen Gemeinde. Das kommt besonders zum Ausdruck durch die Liturgie. Ihr Wesen ist Feier. Die Feier aber steht stets im Gegensatz zur Arbeit, so gewiß sie auch ihrerseits Betätigung ist: die Arbeit erwirbt, die Feier stellt den Erwerb der Arbeit dar. Wer feiern will, muß bereits besitzen. Das gilt auch von der religiösen Feier. Im Feierraum des Gotteshauses sammelt sich

die feierlich gestimmte Gemeinde unter feierlichem Choralgesang zu feierlicher Andacht und Anbetung; sie will „erbaut" werden. Dementsprechend darf auch die Predigt eigentlich, ganz wie Schleiermacher es forderte, es nicht darauf anlegen, zu „bekehren", Grund zu legen, sondern zu erbauen. Der Prediger soll dem Ausdruck geben, was die ganze Gemeinde beseelt; er ist dabei auch gezwungen, sich nach dem Rahmen zu richten, in dem seine Rede eingespannt ist: die echte Kultpredigt ist ihrem Wesen nach Feierrede.

Ist dies richtig, so ist die „Bekehrungspredigt" und ebenso die apologetische Predigt in gewisser Weise ein Widerspruch in sich selbst. Gleichwohl: Not bricht Eisen! Weil der Geistliche eigentlich nur im sonntäglichen Gottesdienste zur Gemeinde sprechen kann, so hat mancher wie ein Hofacker die Predigt zur Erweckungsrede gemacht. Andere behandeln Fragen christlicher Erkenntnis, etwa das apostolische Glaubensbekenntnis, auch in der Predigt auf die Gefahr hin, weniger „erbaulich" zu sein; endlich sind in letzter Zeit eine ganze Reihe apologetischer Predigten erschienen. Das alles sind Anzeichen dafür, daß das Bedürfnis vorliegt nach einer andersartigen Wortdarbietung, als es dem geschichtlich gewordenen Charakter der „Predigt" entspricht.

Aber es fragt sich, ob man auf diesem Wege all den Bedürfnissen der Gegenwart Rechnung tragen kann. Ich bezweifle es durchaus. Vor allem wird es je länger je unmöglicher sein, in der Predigt alle die erkenntnismäßigen Fragen so umfassend und gründlich zu besprechen, wie es die Gegenwart nötig macht. Der Prediger kann nicht die Anschauung der Gegner so breit zur Darstellung bringen, wie es die Gerechtigkeit erfordert; er kann nicht Gründe und Gegengründe so ausführlich entwickeln, wie es der tiefer Denkende erwartet; er kann nicht alle Steine des Anstoßes aus dem Wege räumen, die aus dem natürlichen Denken stammen.

Ebensowenig vermag er das Erkenntnisbedürfnis der eigenen Gemeindeglieder in der Predigt allein zu befriedigen; denn hier ist er nicht Denker und Gelehrter, sondern Prediger: er kann nicht theologisch-wissenschaftlich reden, sondern religiös-praktisch. So ist es unmöglich, durch die Predigt allein die Gemeinde so einzuführen in die Bibel und in das Ganze der christlichen Wahrheit, wie es der Gegenwart gärendes Leben erforderlich macht. Es ist ebenso-

wenig möglich, in der Predigt so bestimmte Anweisungen zur Lebensführung zu geben, wie es die meisten bedürfen, zumal wenn sie aus einer unchristlichen Umgebung herkommen, und wie es nötig ist, um eine neue christliche Sitte zu schaffen. Das alles widerstreitet dem eigentlichen Wesen der Predigt. Sie wird immer zuerst der Feier dienen und eben darum nie imstande sein, alle starken Bedürfnisse der Gegenwart nach religiöser Erkenntnis zu befriedigen.

Ebensowenig ist die Predigt im Grunde imstande, eigentlich missionarisch zu wirken. Gewiß hat es große „Erweckungs"prediger gegeben, die im Rahmen des sonntäglichen Gemeindegottesdienstes ihre Wirksamkeit ausübten. Ihr Beispiel zeigt, daß es möglich ist, der Predigt den Charakter der „Bekehrungs"rede zu geben. Daß dadurch aber das Ganze des Gottesdienstes leidet, ist anerkannt: Die Liturgie setzt voraus, was die Predigt erst schaffen will. Wenn dies nur ein „Schönheitsfehler" wäre, ließe es sich tragen. Aber die Einspannung in den liturgischen Rahmen schadet der Anziehungs- und der Wirkungskraft der auf Gewinnung Fernstehender, auf „Erweckung", „Bekehrung", „Grundlegung" angelegten Rede: viele kommen erfahrungsgemäß zu freien religiösen Ansprachen, die an der Liturgie sich noch stoßen, weil sie ihnen Zumutungen stellt, die sie bei ihrem inneren Zustand ablehnen zu müssen glauben: sie können nicht in der Wahrheit das Kyrie eleison und das Soli Deo oder Gloria patri mitbeten! So wenig es dem Missionar einfällt, eine Heidenpredigt unter Benutzung der Gemeindeliturgie zu halten, so wenig tun es die Evangelisten der Gegenwart. Die missionarische Predigt muß auf die liturgische Umrahmung verzichten.

Die Tatsache steht fest: wir können mit der Predigt die Massen der Fernstehenden und der Entfremdeten, der Gleichgültigen und der Feindseligen nicht erreichen. Überall hörte man die Klage über mangelnden Kirchenbesuch. Aber man sollte sich doch vor allem selbst die Frage vorwerfen, ob unsere Gottesdienste so gestaltet sind, daß wir ihren Besuch auch von solchen erwarten können, die nicht mehr auf dem Boden der Kirche stehen! Diese meiden die Gottesdienste der Gemeinde auch dann, wenn sie das brennendste Interesse besitzen für religiöse Fragen. Und der Grund? Sie sind der Meinung, daß eigentlich jeder, der „zur Kirche" geht, auch voll auf dem Boden der Kirche stehen müßte. Haben sie so unrecht damit?

Sind nicht unsere Predigtgottesdienste grundsätzlich wenigstens Feierversammlungen der Gemeinde? Die Kirche kann gar nicht erwarten, geschweige denn fordern, daß ihre Versammlungen von denen gesucht werden, für die sie nicht berechnet sind!

Selbstverständlich will ich unsere liturgischen Feiern nicht abgeschafft wissen. Im Gegenteil: sie sollten noch viel feierlicher gestaltet werden! Wie vielfach macht man der evangelischen Kirche den Vorwurf, daß ihr etwas fehle, was die katholische Kirche besitzt: der mystische Charakter des Gottesdienstes. Wie stark das Bedürfnis darnach gerade auch in den Menschen der Gegenwart ist, zeigt die Einrichtung religiöser Feiern von seiten der Monisten. Das allein betone ich: die Kirche darf sich nicht genügen lassen an dem, was sie bisher getan! Das Bedürfnis derer, die zu ihr noch stehen, wie der Blick auf die entfremdeten Volksgenossen erheischen gebieterisch die Erweiterung ihrer bisherigen Tätigkeit.

Darauf drängt noch eine letzte Beobachtung.

Setzen wir den Fall, daß ein früherer Gegner oder ein bisher Gleichgültiger innerlich angefaßt worden ist durch Gottes Wort — ist die Gefahr nicht ungemein groß, daß der Einfluß einer gleichgültigen, ja feindlichen Umgebung, dem er die ganze Woche hindurch ausgesetzt ist, alle die guten Ansätze erstickt? muß nicht das Eisen geschmiedet werden, so lange es heiß ist? genügt hier die allsonntägliche Predigt? ist nicht das Verfahren der Evangelisten unserer Zeit durchaus psychologisch richtig, daß sie mindestens eine Woche hindurch alle Tage sprechen und daß sie womöglich in diesen religiösen Vorträgen ein Ganzes zu bieten suchen, das von außen nach innen, von unten nach oben führt? Gewiß soll hier die persönliche Seelsorge einsetzen — aber wie wenige von den Angefaßten entschließen sich dazu, sie in Anspruch zu nehmen!

Aber auch wenn einer wirklich zum persönlichen Glauben hindurchgedrungen ist, auch dann genügt meiner Überzeugung nach die sonntägliche Predigt in den seltensten Fällen. Es fehlt ja in der Regel heutzutage das christliche Haus, es fehlt fast stets die lebendige christliche Gemeinschaft; der junge Christ ist auf sich selbst angewiesen! Und was Schule und Konfirmandenunterricht bieten, ist so oft völlig vergessen. Wer soll ihn nun einführen in die Bibel, in die Kunst des Gebetes? Wenn es auch unter unseren

treuen Kirchenbesuchern so wenig Bibelchristen, so wenig wirkliche Beter gibt, liegt nicht die Schuld vor allem daran, daß die Kirche von der Predigt alles erwartet, auch was sie qualitativ und quantitativ nicht leisten kann? Wie überraschend schnell aber erreichen dies etwa die Gemeinschaften oder die christlichen Vereine junger Männer!

Ist das von mir Behauptete auch nur einigermaßen wahr, so wird es keinem Zweifel unterliegen: Die Kirche kann sich künftighin nun und nimmermehr beschränken auf das, was sie bisher ordnungsmäßig zur Ausrichtung ihrer gottgegebenen Aufgabe getan. Mit Predigt und Seelsorge können wir der Natur der Sache nach die Entfremdeten nicht erreichen, je länger je weniger auch auf dem Lande. Die großen Massen sind entkirchlicht: dürfen wir ihnen in der Hauptsache nur religiöse Versammlungen bieten, die die Kirchlichkeit voraussetzen? Stehen wir dann nicht in der Gefahr, daß wir „erbauen" wollen, ohne Grund gelegt zu haben?

Ebensowenig darf die Kirche in dem „darstellenden Handeln" ihre Hauptaufgabe sehen, statt im „wirksamen Handeln". Soll im Gottesdienst der gemeinsame religiöse Besitz zur Darstellung kommen, so setzt dies eine „wirkende Tätigkeit" voraus, durch die der Besitz beschafft, erhalten und vermehrt wird. Wir brauchen eine kirchliche Volkmission — sonst stellen wir am Ende dar, was wir gar nicht besitzen! Das Schwergewicht der Tätigkeit der Kirche muß in der Zukunft nicht im „Darstellen" sondern im „Wirken" liegen, nicht in der feiernden Tätigkeit, sondern in der erwerbenden, grundlegenden und ausgestaltenden Arbeit. Die Not der Gegenwart fordert neue Bahnen. Feste kirchliche Einrichtung muß werden, was bisher nur der einzelne in der Erkenntnis seiner Notwendigkeit getan. Die Volksmission darf in unserer Zeit nicht mehr als das Außerordentliche beurteilt werden; sie gehört zum ordnungsmäßigen Tun der Kirche. Das Altgewohnte war bereits in der letzten Vergangenheit unzureichend — wie vielmehr wird dies in der Zukunft der Fall sein!

Doch ich rede von „neuen Bahnen" im Gegensatz zum „Altgewohnten". In Wahrheit liegen die Dinge umgekehrt! In Wahrheit fordere ich auf, das Altgewohnte wieder aufzunehmen, was in den Tagen der Aufklärung und unter dem Einfluß der Romantik uns verloren gegangen ist! Es ist ein starker Irrtum, wenn man meint, daß die Kirche bisher an dem sich habe genügen lassen,

was die Predigt und Seelsorge von heute ist. Offen liegt dies dort am Tage, wo die Kirche noch Missionskirche ist. Um das Doppelziel der Mission zu erreichen, Gewinnung der einzelnen Seelen und Bildung einer Gemeinde, ist neben der sonntäglichen Feierversammlung der Gemeinde und der persönlichen Seelsorge unbedingt notwendig die Heidenpredigt und der Proselytenunterricht: das Evangelium muß vor den Heiden bezeugt und verteidigt, die Neubekehrten müssen in die Wahrheit des christlichen Glaubens und in das christliche Leben eingeführt werden. Neben der „Homilia" hat die alte Kirche zumal überall das Kerygma und die Katechese. Wenn wir in Deutschland über 300 000 erklärte „Heiden" haben, wenn unsere heimischen Verhältnisse zumal in den Großstädten immer mehr denen der Missionsfelder gleichen, sollten wir nicht auch Apologetik und Evangelisation, Bibelstunde und religiösen Vortrag als eine feste Ordnung der Kirche einführen müssen, um die „Seelen zu gewinnen" und wirklich „lebendige Gemeinden" zu schaffen?

Auch das Mittelalter hat sich nicht genügen lassen an der Predigt des Pfarrklerus, ganz abgesehen davon, daß sie durchaus etwas anderes war als die evangelische Kultuspredigt der Gegenwart: sie stand ja eigentlich außerhalb des Kultus; sie war gar kein Bestandteil der Liturgie! Neben ihr finden wir aber die freie Volkspredigt der Predigerorden. Was ist sie anders als eine große „Evangelisierung der Massen" im Geist des mittelalterlichen Katholizismus? Gewiß, sie durchbrach die kirchliche Ordnung, aber ihre Wirksamkeit hat doch am meisten die geistige Herrschaft der Kirche über das Volk gefestigt. Auch diese Volkspredigt aber genügte dem Bedürfnis der Frommen nicht; in den Klöstern und Brüderschaften finden wir die Collacien, die „mittelalterlichen Vorläufer der Bibelbesprechungen der Gemeinschaften" (Wurster). In ihnen besonders wurde die wertvollste religiöse Bewegung des Mittelalters, die Mystik, gepflegt.

Vor allem hätten die Väter der Reformation sich nie mit dem befriedigt gefühlt, was in der evangelischen Kirche der Gegenwart ordnungsmäßig geschieht. In seiner grundlegenden Schrift „Deutsche Messe und Ordnung des Gottesdiensts" vom Jahre 1526 forderte Luther bekanntlich einen dreifachen Gottesdienst: den lateinischen um der Jugend willen, den öffentlichen Gottesdienst allsonntäglich vor allem Volk und den derer, „so mit Ernst Christen wollen sein".

Letzteren hat Luther nicht verwirklicht, weil er „noch nicht Leute und Personen dazu" hatte. Der Idee nach aber entspricht ihm durchaus unser heutiger Gemeindegottesdienst, wenn man in ihm nach Schleiermachers Vorgang die Gemeine der Gläubigen versammelt sieht, ganz gleich ob sie wirklich vorhanden ist oder ob man sie nur voraussetzt. Für Luther dagegen hatte der öffentliche Gottesdienst nicht nur pädagogische Bedeutung, insofern er für die „einfältigen Laien" geordnet ist, sondern er trägt ihm geradezu missionarischen Charakter: „als wenn wir mitten unter den Türken oder Heiden auf freiem Platze oder Felde Gottesdienst hielten"; er ist ihm „eine öffentliche Reizung zum Glauben und zum Christentum". Für seine Zeit hat also Luther die „evangelistische" Rede für wichtiger gehalten als die „Kultpredigt" — ob die Gemeindeverhältnisse der Gegenwart ihn zu einem anderen Urteil bestimmt hätten? „Wer aber mehr begehrt", den weist er hin auf die täglichen Wochengottesdienste. Ihr Zweck ist durchaus die Einführung der Gemeinde in die Schrift; sie sind von ihm gedacht als „biblische Erbauungsstunden" (Wurster). — Daß die Praxis Luthers diesen seinen Grundsätzen entsprach, ist bekannt. Er hat bei der Verwaltung des Pfarramtes nicht nur mehrmals an den Sonntagen, sondern auch regelmäßig in der Woche gepredigt. In besonderen Zeiten genügt ihm auch dies noch nicht: gegen die Neuerungen in Wittenberg predigt er von Invokavit bis Reminiscere 1522 täglich. Er arbeitet hier — wie ein moderner Evangelist!

Auch in der Folgezeit wurde überall in der evangelischen Kirche neben dem sonntäglichen mindestens einmal wöchentlicher Gottesdienst gehalten. Leider hielt man nicht Bibelstunden, wie die Reformatoren es gewollt und getan, sondern man predigte auch in den Wochengottesdiensten wie in den Hauptgottesdiensten, „nur schlechter" (Kliefoth). Daher setzte der Pietismus mehr und mehr die Privaterbauungsstunde an ihre Stelle. Erst die Aufklärung aber hat die Nebengottesdienste ganz vernichtet. Kliefoth urteilt, dies sei die empfindlichste Wunde, die den gottesdienstlichen Einrichtungen geschlagen worden sei — sicher mit Recht. Die Geschichte unserer Kirche lehrt, daß man niemals vor den Tagen der Aufklärung der Meinung gewesen, daß allsonntägliche Predigt dem Bedürfnis der Gemeinde genüge — nicht einmal in normalen Zeiten. Auch

Schleiermacher urteilt so; besonders wenn der tägliche Hausgottesdienst nicht mehr vorausgesetzt werden kann, erscheint ihm sogar der tägliche Gottesdienst kein Zuviel; auch für das Recht des erweiterten Hausgottesdienstes (Konventikel) tritt er ein (Die christliche Sitte 1843, S. 596 ff.).

Bedeutsam ist auch die Geschichte des Methodismus. Sie zeigt, „daß und in welcher Ausdehnung im 18. Jahrhundert die Evangelisation und Gemeinschaftspflege das Mittel gewesen ist, durch das einer erstorbenen Staatskirche eine Erweckung gebracht wurde, die weit über ihr Heimatland wirksam gewesen ist“ (Loofs). Man mag alles methodische Wesen noch so bestimmt ablehnen, leugnen kann niemand, daß die gesteigerte Wortverkündigung reiche Früchte getragen hat. Und was hat Wichern mit der Innern Mission anders gewollt, als „eine Fortsetzung oder Wiederaufnahme der ursprünglichen Missionsarbeit der Kirche innerhalb der Christenheit“? Ihm war ja auch die Reformation ein großer Akt der Inneren Mission. Es ist ein großer Fehler gewesen, daß die evangelische Kirche die innere Mission nicht in diesem Sinne des Wortes als eine wirkliche Missionstätigkeit zur Überwindung des Unchristentums in der Heimat in Angriff nahm.

Besser hat Rom verstanden, was die Zeit erforderte. Nachdem bereits Vinzentius de Paulo eine Volksmission geschaffen, hat seit 1848 der deutsche Episkopat die katholische Volksmission häufig zu Hilfe gerufen. Sie ist also eine kirchliche Einrichtung. Überallhin dringt sie; in den abgelegensten Gebirgsdörfern der Alpen findet man das „Missionskreuz“ aufgerichtet. Zweifellos ist sie ein gewaltiges Mittel, die schlafenden Gemüter aufzurütteln und die Massen zum Gehorsam unter die Kirche zurückzuführen. So wenig wir evangelischen Christen Ziel und Mittel dieser katholischen Volksmission billigen werden, so gewiß werden wir von ihr lernen können und müssen.

Was die organisierte evangelische Kirche unterließ, das haben unter dem Einfluß der Oxforder Bewegung die Gemeinschaften getan: sie wollen eine Missionierung des Volkes; sie versuchen Gedanken Wicherns zu verwirklichen. Gewiß ist manches Ungesunde und Überspannte dabei an den Tag getreten; aber daß dies nicht den Kern der Sache bildet, weiß jeder, der etwa die Bewegung in Württemberg oder im Königreich Sachsen kennen gelernt hat,

Evangelisation und Bibelstunde, das ist's, was hier ergänzend neben den öffentlichen Gottesdienst gesetzt wird. Daß damit das geschieht, was auch Luther als notwendig erkannte, läßt sich so wenig leugnen, wie daß diese Art der Wortverkündigung sich als wirkungskräftig nach außen und nach innen gerade in der Gegenwart für alle Stände erwiesen hatt: sie befriedigen in der Tat ein religiöses Bedürfnis der Zeit.

Die geschichtlichen Tatsachen zeigen, daß die Forderung einer kirchlichen Volksmission weder etwas unerhört Neues noch etwas Undurchführbares ist. Vielmehr lehrt die Geschichte unzweideutig, daß sie mehr oder minder immer wieder gefordert und in Angriff genommen wird. Wenn wir aus der Geschichte lernen wollen, müssen wir urteilen: für die Gegenwart wie für die kommende Zeit ist eine kirchliche Volksmission dringender notwendig denn je — und nicht nur als eine außerordentliche Maßregel. Auch die evangelische Kirche hat sie zu ihrer ständigen Einrichtung, zu einer ihrer Hauptaufgaben zu machen, solange wir Verhältnisse haben, die denen auf den Missionsfeldern gleichen.

III.

Was hat die Kirche zu tun, um ihre gottgegebene Aufgabe der Volksmission zu erfüllen? Zunächst muß sie Apologetik und Evangelisation genau so in ihre kirchlichen Formen und Ordnungen aufnehmen wie die Predigt. Sie muß öffentlich die Wahrheit des Evangeliums verteidigen und seine Unersetzbarkeit für alle darlegen; sie muß vor allem erweisen, daß keine Wissenschaft die letzten entscheidenden Fragen des persönlichen Lebens zu lösen vermag, daß andererseits die wirklichen Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung sehr wohl mit dem vereinbar sind, was der Glaube erlebt und bekennt. Es hat der Kirche sehr viel Schaden gebracht, im Urteil zumal der Gebildeten, daß sie sich unter dem Einfluß der Kantischen Philosophie der öffentlichen Auseinandersetzung mit den gegnerischen Weltanschauungen entschlug. Dadurch mußte der Eindruck erweckt werden, als ließe das Christentum sich überhaupt nicht theoretisch rechtfertigen, als hätte man nur die Wahl zwischen ihm und der Wissenschaft, als sei das Christentum wider die Wahrheit.

Diese Arbeit muß getan werden auch auf dem Lande. Der Einwand, daß man damit erst Beunruhigung in die Seelen hineintrage, ist handgreiflich falsch. Einmal schadet solch eine Beunruhigung nichts; denn sie zwingt zu persönlicher Stellungnahme, zu bewußter Glaubensüberzeugung; sodann aber dringt durch die Presse und durch politische Agitatoren der Geist des Antichristentums je länger je mehr auch in die entlegensten Winkel. Hier muß die Kirche vorbeugen: sie darf ihre Glieder nicht ungewarnt und wehrlos den sicheren Angriffen aussetzen. Der apologetische Vortrag gehört „zum eisernen Bestand und regelmäßigen Brauch jeder auch nur einigermaßen dafür geeigneten Gemeinde“ (Dryander).

Bezweifelt man den Erfolg? Ich kann hier aus der Erfahrung reden. Tatsache ist, daß man überall durch apologetische Vorträge auch an Leute herankommt, die nie mehr zur Kirche gehen, und nicht nur an Gleichgültige, sondern auch an bewußte Gegner, besonders wenn sich freie Aussprachen daran anschließen. Dadurch gelingt es oft, den ganzen Ort in Bewegung zu setzen. Es ist dann nicht allzuschwer, die Behauptung zu widerlegen, daß die Kirche die große „Verdummungsanstalt“ des Volkes sei. Das Erstaunen ist besonders bei unseren sog. Gebildeten sehr groß, wenn ihnen klar gemacht wird, daß das Christentum durchaus nicht so widervernünftig sei, als sie sich haben vorreden lassen. Zum mindesten steigt die Achtung vor der geistigen Bedeutung der Religion; bei vielen glückt es, das unbedingte Überlegenheitsbewußtsein und Sicherheitsgefühl des Unglaubens zu erschüttern und sie zu veranlassen, sich doch etwas näher mit dem Christentum zu beschäftigen, mit dem man bereits fertig zu sein glaubte.

Doch damit nicht genug. Der apologetische Vortrag ist nicht nur deshalb von Wert, weil er die Fernstehenden erreicht und ihnen Steine des Anstoßes beseitigen kann; ebenso bedeutsam ist, daß wir durch ihn den Zweifelnden und Schwankenden in ihren Nöten helfen können und denen, die glauben, ein gutes intellektuelles Gewissen verschaffen, wenn sie erkennen, daß die Wahrheit des Christentums nicht widerlegt wird durch die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung.

Allerdings wird mit alledem die Aufgabe der Apologetik im wesentlichen als eine negative bestimmt: sie hat nicht die christliche Weltanschauung theoretisch zu begründen oder mitzuteilen, sondern

nur die Aussagen des christlichen Glaubens zu verteidigen. Ich halte jene Zielsetzung der Apologetik für sehr bedenklich. Gewiß lassen sich so äußerlich große und schnelle Erfolge erzielen! Aber wir würden damit, ob wir wollen oder nicht, wiederum einen neuen Rationalismus und Intellektualismus auf dem Gebiet der Religion großziehen, der vielleicht den geistigen Kampf erleichtert, aber dem Entstehen wirklichen religiösen Lebens, des lebendigen Glaubens nur hinderlich ist. So hat meiner Meinung nach die Apologetik nicht etwa zu beweisen, daß es einen Gott gibt, sondern nur zu zeigen, daß der Glaube an einen Gott wissenschaftlich nicht widerlegt werden kann. Gelingt ihr das, so hat sie Großes erreicht: sie hat den Nimbus zerstört, mit dem Atheismus und Antichristentum sich zu umgeben verstanden, als ob „die Wissenschaft" den christlichen Glauben unmöglich mache, sie hat Bahn gebrochen für das lebendige Zeugnis des Glaubens.

Dieses ist und bleibt die Hauptsache. Die Apologetik kann nur vorbereitende Arbeit tun. Sie fordert zu ihrer Ergänzung die Evangelisation. Denn habe ich erwiesen, daß der christliche Glaube weder wissenschaftlich widerlegt noch auch wissenschaftlich bewiesen werden könne, so muß ich Rede stehen darüber, weshalb ich denn glaube; ich muß die Tatsachen bezeugen, die mich innerlich zum Glauben nötigen. Also keine Evangelisation ohne Apologetik: die Apologetik zieht die Fernstehenden an und schafft Raum für das persönliche Glaubenszeugnis; aber noch viel weniger Apologetik ohne Evangelisation: diese erst streut den Samen des göttlichen Wortes in das bereitete Land.

Worin besteht die Eigenart der Evangelisation? Sie braucht durchaus nichts Treiberisches oder Methodistisches zu haben. Wir verwerfen die Anwendung des „Trommelfeuers" bei der Arbeit an den Seelen, weil hierbei die gottgewollte Persönlichkeit mißachtet und die geistliche Keuschheit verletzt wird: „Im Gemütstaumel kommt niemand zu Gott" (Elias Schrenk). Die Hauptgefahr ist schon überwunden, wenn erkannt ist, daß das Ziel auch der Evangelisation in erster Linie nicht ist zu bekehren, sondern den persönlichen Glauben an Christus zu wecken, aber allerdings einen Glauben, der seinem Wesen nach die Bekehrung in sich schließt.

Hier liegt also nicht das Eigentümliche der Evangelisation! Den Glauben immer aufs Neue zu wecken und zu stärken ist das

Ziel jeglicher Wortverkündigung. Wohl aber ist es die Eigenart der Evangelisation, daß sie Missionspredigt ist; entsprechend der biblischen Bedeutung des Wortes faßt sie solche ins Auge, die noch nicht im Glauben stehen; sie will „erwecken", will die Gewissen treffen und zur Annahme des Heilandes der Seelen bewegen; sie will dem Herrn „Seelen gewinnen", indem sie den Willen zum Glauben zu wecken versucht. Von diesem Zweck wird Inhalt und Form der Rede bis ins einzelne beherrscht, nach ihm wird Ort und Zeit gewählt. Vor allem muß alles „Kirchliche" und „Liturgische" ferngehalten werden, besonders im Sprechton. Wichern hat bekanntlich die „Straßenpredigten" gefordert! Alles muß darauf angelegt sein, die Fernstehenden anzuziehen, zu packen, zu gewinnen. Dazu kommt als ein zweites Moment: Der Evangelist muß eine Reihe von Tagen hintereinander das Wort verkündigen. Der alte erfahrene Schrenk sieht das Geheimnis des Erfolges der Evangelisation in der anhaltenden Predigt. „Wenn die Predigt noch so gut ist, so wird ihr Eindruck leider gar zu oft die Woche über verwischt. Etwas anderes ist es, wenn die Zuhörer vierzehn Tage lang täglich das Wort hören, so daß jeder folgende Tag den am vorhergehenden Tag empfangenen Eindruck vertiefen kann. Die ganze Geschichte der Evangelisation im Inland und im Ausland bezeugt es, daß anhaltende, tägliche Predigt eine viel weiter reichende Wirkung hat als eine wöchentliche Predigt." Niemand wird leugnen, daß diese Ausführung psychologisch wohl begründet ist: „Man muß das Eisen schmieden, solange es heiß ist."

Darin also besteht das Eigenartige der Evangelisation: während die Gemeindepredigt in erster Linie „erbauen" soll, will sie vor allem „Grund legen"; und während die Gemeindepredigt allsonntäglich, aber fortlaufend jahraus jahrein stattfindet, soll die Evangelisation in jeder Gemeinde höchstens alle zwei Jahre einmal stattfinden, dann aber alltäglich mindestens eine Woche lang. Darin erschöpft sich das „Außerordentliche" an ihr. Auf dem Missionsfelde ist sie das Normale; und solange wir in Deutschland Missionsverhältnisse haben, muß sie auch bei uns feste „Kirchenordnung" sein. Es ist falsch, wenn man sie in der Regel als „außerordentliche" Verkündigung des Evangeliums bezeichnet. Damit wird immer wieder der Eindruck erweckt, als wäre sie nicht als allge-

meine und dauernde Einrichtung der Kirche einzuschätzen. Da die Einheit der Weltanschauung nach der Entbindung des Individualismus für immer dahin ist, werden wir auch in Zukunft stets „moderne Heiden" unter uns haben, werden also der Missionspredigt, der Apologetik und der Evangelisation, nie entbehren können.

Allerdings: nur der wird prinzipiell diese Zielsteckung der kirchlichen Arbeit anerkennen, dem die Absolutheit des Christentums feststeht, der da bekennt: Es genügt nicht, daß wir religiöse Menschen sind, wir müssen Christen sein! Und nicht nur „unbewußte"! Wer für das „unbewußte Christentum" unserer Tage schwärmt, dem ist allerdings jedes Auffordern zu dem Entschluß, „mit Ernst" ein Christ sein zu wollen, vom Übel. Dem gegenüber wird Martin Kähler recht behalten: „Unbewußtes Christentum ist noch kein Christentum. . . . Ein Besitz, dem etwa nur der Titel fehlte, ist es nicht. . . . Kein echtes, kein eigentliches Christentum ohne die lebendige Gemeinschaft mit dem lebendigen Christus." Damit aber ist für unsere wie für die kommende Zeit die Arbeit gottgeboten, deren Ziel ist, die Entfremdeten wie die Gewohnheitschristen zu bewußtem Glauben zu führen.

Kirchliche Kreise dagegen lehnen vielfach noch diese Missionsarbeit ab mit dem pessimistischen Urteil: Sie bringt doch keinen Erfolg! Was heißt aber „Erfolg"? Warneck wendet sich einmal entschieden gegen die Meinung, daß Paulus mit seiner Areopagrede keinen Erfolg gehabt: jeder Missionar wäre dankbar, der mit einer Rede so viel für das Evangelium gewinnen könne wie Paulus in Athen! Gewiß: die Massen, die am Anfang herbeigelockt werden, verlaufen sich, aber einigen geht das Wort doch ins Herz. Jede Missionsarbeit erfordert zuerst Geduld; rasche Erfolge darf hier niemand erwarten; aber die Erfahrung lehrt, daß der treuen Geduldsarbeit schließlich die Frucht nicht fehlt. Und wenn immer wieder behauptet wird, daß die Evangelisationen das kirchliche Leben zerrütten und den Geschmack an dem schlichten „täglichen Brot" verderben — viel Schuld daran trägt, daß die Evangelisation nicht von seiten der Kirche unternommen wurde, daß ihre Diener sich vielmehr ablehnend dagegen verhalten oder wenigstens sich von ihr fernhalten. Wo dies nicht geschieht — ich rede aus Erfahrung! — besteht die Gefahr einer Entkirchlichung nicht; vielmehr gelingt es

unschwer, die von der Evangelisation Angefaßten der „Kirche“ zuzuführen.

Voraussetzung dafür ist allerdings, daß ihnen dann das geboten wird, dessen sie bedürfen. Die Evangelisation bleibt ein Schlag ins Wasser, wenn es an der entsprechenden Nacharbeit fehlt. Dies ist vielfach der Fall: der Kirche fehlt es oft an den erforderlichen Einrichtungen; sie überläßt die „Erweckten“ mehr oder minder sich selbst. Das ist der Grund, weshalb so vielfach in kirchlichen Kreisen geklagt wird, daß die Evangelisation keinerlei Segen gestiftet, eher das Gegenteil! Die Urteile aus Gemeinschaftskreisen lauten durchaus anders. Ihre Erfahrungen gehen dahin, daß die verstärkte Wortverkündigung, wie sie die Evangelisation darstellt, ebenso zweckdienlich ist für die Belebung derer, die bereits bewußte Christen sind, wie zur Gewinnung neuer Glieder. Der Grund dieser entgegengesetzten Erfahrungen liegt einfach darin, daß die Gemeinschaften die „Erweckten“ in Bibelstunden sammeln und ihr inneres Leben in intensive Pflege nehmen. Auch ergänzen meines Wissens sämtliche Evangelisten der Gegenwart ihre Vorträge durch daneben hergehende Bibelstunden, ein zweifellos psychologisch durchaus richtiges Verfahren. Zur Pflege der „Erweckten“ reichen die sonntäglichen Predigten so wenig aus wie zu ihrer „Erweckung“ und das heute weniger denn je. Der Druck der antichristlichen Kreise und die Macht der allgemeinen Gleichgültigkeit ist viel zu stark, als daß der einzelne sich behaupten könnte. Die wenigsten finden ja für ihr neuerwachtes Glaubensleben den Schutz und Halt eines wahrhaft christlichen Hauses. Wo dieses besteht, wo der Hausvater regelmäßig mit den Seinen gemeinsam die Schrift liest und der Seinen Vorbeter ist, da mag der sonntägliche Gottesdienst dem inneren Bedürfen Genüge tun. Wo aber ist dies noch der Fall? Daher muß jeder Geistliche die um sich sammeln, die innerlich erfaßt sind, und die da „mehr begehren“. In der Gegenwart ist die regelmäßige Bibelstunde in jeder Gemeinde eine unbedingte Notwendigkeit. Wenn je so ist es jetzt an der Zeit, die Forderung Luthers zu erfüllen! Die Einrichtung von Bibelstunden muß von jedem Geistlichen als sittliche Pflicht empfunden, ja sie muß in allen Gemeinden ordnungsmäßige Einrichtung werden, auch in kleinen Landgemeinden!

Ausdrücklich möchte ich hervorheben, daß die Predigt meiner Überzeugung nach nie von der Bibelstunde ersetzt werden kann. Sie bietet in ihrer geschichtlich gewordenen Form eine einzigartige Gelegenheit zur Entfaltung einer religiösen Wahrheit in ihrer Einheit und Tiefe — und nicht in der Form wissenschaftlicher Beweisführung, sondern als lebendiges Zeugnis persönlicher Erfahrung. Kaum wird man imstande sein, in einer Bibelstunde so eindringlich und durchschlagend, so eingehend und umfassend, so frei und persönlich der Gemeinde die Tiefen unserer Not und die Tiefen der göttlichen Gnade zu bezeugen. Ebensowenig aber kann auch die Bibelstunde durch die Predigt ersetzt werden. Kommt in der Predigt mehr die fortreißende Wucht der Persönlichkeit zur vollen Entfaltung, so ist die Bibelstunde besser geeignet, die religiöse Selbständigkeit zu begründen — gerade weil die Persönlichkeit des Redenden mehr zurücktritt. Erst wenn unsere Christen Bibelchristen werden, die in der Schrift zu Hause sind und in ihr leben, haben sie unmittelbare Verbindung gewonnen mit dem, von dem sie doch einzigartig Zeugnis gibt.

Selbst wenn man aber die Predigt ganz bibelstundenmäßig gestaltet, selbst dann vermag sie die Bibelstunde nicht überflüssig zu machen. Denn nie kann sie so unmittelbar anleiten zum selbständigen Forschen, zum Leben in der Schrift, nie kann in der Feierversammlung der Gemeinde der Prediger dem einzelnen persönlich nahetreten und einen wirklichen geistigen Austausch mit Rede und Gegenrede herbeiführen, wie es in der Bibelstunde oder vielmehr der Bibelbesprechstunde möglich ist. Hier allein spricht der Bruder zum Bruder, der Freund zum Freunde, hier schwindet völlig alles, was an die Öffentlichkeit erinnert, und an die Stelle der Rede tritt ganz von selbst die „Homilia", das vertrauliche Gespräch.

Nur wenn die Bibelstunde so gestaltet wird, hat sie neben der Predigt ein selbständiges Recht, dann allein auch wird sie von der Gemeinde begehrt. Alles muß vermieden werden, was ihr den Anstrich kirchlicher Feierlichkeit gibt oder ihr den Charakter der Vertraulichkeit nimmt. Also: kein Talar, kein liturgischer Rahmen, kein Predigtton, sondern schlicht, familienhaft, persönlich. Niemand darf in ihr die Empfindung der Öffentlichkeit haben; vielmehr muß die ganze Bibelstundengemeinde sich fühlen als eine Familie; dann

erst ist die Scheu geschwunden, dann erst erschließen sich die Seelen, dann erst gewinnt die Bibelstunde ihre volle Eigenart und Bedeutung.

Darf ich hier auf eine scheinbare Kleinigkeit aufmerksam machen? In dem instinktiven Gefühl, ich müsse allen Bibelstundenbesuchern persönlich nahekommen, habe ich von Anfang an jeden einzelnen mit Handschlag entlassen — wie ein Hausvater seine Gäste; dasselbe las ich später von MacAll (PRE 12, 34). Hat uns jemand so einige Male die Hand gereicht, dann ist für ihn das Gefühl des Fremdseins verschwunden, auch wenn der Geistliche selbst ihn noch nicht persönlich kennt. Wie staunt man hier über die Weisheit der alten Kirche. Vielleicht hat nichts so sehr in allen das Gefühl der brüderlichen Zusammengehörigkeit geweckt als die Sitte des „heiligen Kusses". Niemand kann und will diese Sitte heutzutage wieder einführen. Wohl aber sollte es allgemeiner Brauch werden, daß die Kirchgänger, daß wenigstens die Bibelstundenbesucher einander die Hand reichen zum Zeichen persönlicher Verbundenheit!

Wird die Bibelstunde in der Form des Hausgottesdienstes gehalten, dann erst kommt sie zu ihrer Eigenart und zu ihrem vollen Wert. Wären die kirchlichen Nebengottesdienste, wie Luther es wollte, Bibelstunden gewesen statt Predigtgottesdienste, sie wären nie eingegangen, weil sie nie entbehrlich geworden wären. Die Bibelstunde muß ständige kirchliche Einrichtung werden in jeder Gemeinde.

Die Bibelstunde ist aber auch notwendig aus einem anderen Grunde: hier allein können wir die schlichten einfältigen Christen *beten* lehren. Ich habe Erschütterndes erlebt an Krankenbetten und Sterbebetten: unsere einfachen Gemeindeglieder, auch die gut kirchlichen, können oft, ja meist nicht frei beten! Sie suchen nach Sprüchen und Liederversen und wagen es nicht, wie die lieben Kinder mit dem lieben Vater zu reden. Beten ist eine Kunst; sie will gelernt sein. Wie sollen sie es aber, wenn sie es nicht sehen und hören? Unsere liturgisch geformten Gebete sind viel zu gedankenreich und zu schön, als daß ein einfacher Christ sie sich zum Beispiel nehmen könnte. Auch sonst, wie in den Konfirmandenstunden, pflegen viele Geistliche nur fest formulierte Gebete (oder Liederverse) zu benutzen. Es ist vorgekommen, daß ein Gymnasiast sich empört seinen Mitschülern gegenüber über ein Gebet in einer Bibelstunde aussprach: „Der Mensch redet ja, als ob der liebe

Gott in der Stube wäre." (Er hatte also noch nie den Eindruck eines rechten Gebetes gehabt!) Wir müssen Gelegenheiten schaffen, wo unsere Gemeindeglieder beten lernen, wo sie hören, wie ein Kind Gottes kindlich alles, was seine Seele bewegt, dem allgegenwärtigen Vater ausspricht, vor allem auch wie es persönlich Fürbitte übt. Es ist nicht zu leugnen, daß in den Gemeinschaften die einfachsten Gemüter sehr bald lernen, ein wirkliches Gebetsleben zu führen; die Kirche muß es als ihre Pflicht erkennen, hier nicht zurückzustehen. Was hilft es, wenn wir nur fordern: „Wir brauchen Beter. Ihr müßt beten!" Es gilt, jede Gelegenbeit zum freien Gebet zu benutzen; es gilt vor allem Bibelstunden zu schaffen. Denn nichts weckt mehr den Trieb zum Gebet, als der Umgang mit der Schrift. Redet hier der Herr zu uns, hören wir erst seine Stimme aus dem Buchstaben heraus unmittelbar, dann folgt die Antwort der Anrede von selbst, und es entsteht die ewige Zwiesprache der Seele mit ihrem Herrn, von der unser Luther redet. Gebetserziehung brauchen wir — und eben darum die Bibelstunde. Sie muß jedem Geistlichen zur amtlichen Pflicht gemacht werden.

Außer Predigt und Bibelstunde aber erfordert die Gegenwart je länger je mehr ein Drittes: den religiösen Vortrag. Die Kirche tut gut, wenn sie auf das achtet, was in den freien christlichen Vereinigungen geschieht; denn in ihnen vermag sich das unmittelbare Bedürfnis viel leichter die Formen zu schaffen zu seiner Befriedigung. Da erscheint es nun bedeutsam, daß man hier nicht nur Bibelkurse einrichtet zur Förderung des Schriftverständnisses, sondern daß man überall das Bedürfnis hat nach Vorträgen lehrhafter Art („Referate"). Das Erkenntnisbedürfnis ist in unserem Volke ungemein stark. Die Erinnerungen an Schule und Konfirmandenunterricht genügen nicht. So werden Vorträge notwendig über Fragen des christlichen Glaubens und des christlichen Lebens — wie ein höherer Regierungsbeamter es einmal ausdrückte: „ein etwas gehobener Konfirmandenunterricht". Auch regelmäßige Kirchenbesucher sind oft unglaublich unwissend, da die Predigt ihrer Natur nach die Förderung der christlichen Erkenntnis nicht zu ihrem Hauptziel machen kann. Auch die Bibelstunden genügen nicht, da ihre Stärke im Auslegen des einzelnen Schriftwortes liegt. Das Einzelne aber wird erst im Ganzen voll erkannt und recht gewertet,

wie denn die meisten Irrtümer aus einseitiger Hervorhebung einzelner Wahrheiten stammen, und erst nach Überschau des Ganzen kommt das Wahrheitssuchen zu einer gewissen Ruhe. So fordert gerade die Bibelstunde zu ihrer Ergänzung den zusammenfassenden Vortrag.

Fern liegt mir dabei die Meinung, daß der Gemeinde ein „System", eine moderne Dogmatik und Ethik in popularisierter Form geboten werden soll. Vielmehr dürfte es psychologisch richtig sein, diese belehrenden Vorträge in der Regel anzuknüpfen an Luthers kleinen Katechismus. Er bietet die festen Punkte, an denen sich alles Weitere „ansetzen" kann. So habe ich einmal eine Glaubenslehre dargeboten in 16 Vorträgen über das Apostolikum unter Eingliederung des 4. und 5. Hauptstückes in den dritten Artikel, für die die Gemeinde sehr dankbar war. Einmal habe ich auch in Bibelstunden eine Darlegung des christlichen Lebensganzen versucht unter Zugrundelegung von Franks Ethik und zwar in zwei erzgebirgischen Dörfern vor lauter einfachen Christen; und ich muß sagen: nie hatten wir so lebhafte Aussprachen und so starken Andrang aus der ganzen Umgegend; die Zusammenkünfte dauerten bis Mitternacht! Eigentliche „Bibelstunden" waren dies natürlich nicht, sondern Vorträge im kleinen Kreis mit fortlaufender Aussprache. Sicher ist das Bedürfnis nach den umfassenden Darstellungen stark, wenn die Gemeinde wirklich lebendig ist — sonst fehlen allerdings die Voraussetzungen.

In Bibelstunden und Vorträgen allein kann der Geistliche auch wirklich Erzieher werden der Gemeinde, ja vielleicht auch des Volkes. Ernst Horneffer hat durchaus recht, wenn er die Forderung erhebt nach Volkserziehung, nach Fortsetzung der Erziehung über die Schulzeit und Jugendzeit hinaus. Dies Bedürfnis ist brennend geworden, seitdem die alte christliche, kirchliche Sitte zusammengebrochen ist. Sie hielt einst den einzelnen und lehrte ihn im Einzelfall, was er zu tun habe; und der einzelne fuhr gut dabei, wenn er der „Erbweisheit der Jahrhunderte" gehorchte. Wo die Sitte herrscht, findet auch der Unmündige und Unreife sich gut ab mit den Fragen des Lebens. Heutzutage soll jeder sein Leben selbst gestalten — das nennt man „persönliche Kultur". Niemand wird verkennen, daß darin eine Wahrheit steckt: im Kampf nur mit der herrschenden und verknöcherten Sitte hat in der Regel höhere, persönliche Sittlich-

keit sich zu entfalten vermocht! Aber auch das sittliche Leben unterliegt dem Gesetz alles Geisteslebens, daß durch Mechanisierung allein infolge Einübung und Eingewöhnung der Geist frei wird zu neuen höheren Aufgaben; auch der reifste und freieste Geist wird sich feste sittliche Formen bilden müssen, wenn er ein Charakter werden will, der das Gute unbesinnlich tut. Das Volk im ganzen aber bedarf der festen Sitte, da nicht nur die Kinder und die Jugend außerstande sind, aus eigener Einsicht und Kraft das allezeit zu treffen, was sittlich gut ist. Wie trostlos, hilflos sind etwa die jungen Frauen, wenn sie einem Hause vorstehen sollen! Wie bedürfen die Eltern heutzutage der Unterweisung darüber, wie man seine Kinder erzieht!

Nun steht fest, daß vordem die Kirche die große Erzieherin des Volkes gewesen ist. Wer soll diese Aufgabe heute übernehmen? Die Fachphilosophen oder Popularphilosophen, wie Horneffer es will? Aus inneren und äußeren Gründen ist dies unmöglich. Wie will man auf einmal die Fülle von dazu geeigneten Persönlichkeiten gewinnen? Und wenn dies gelänge — wo ist die Einheit der Weltanschauung, die doch die unbedingte Voraussetzung einer Volkssitte ist? Es gibt nur eine Macht, die das zu leisten vermag: die Kirche! Sie allein besitzt die Persönlichkeiten und die sitteschaffende Einheit der Weltanschauung.

Wie aber soll sie diese Aufgabe erfüllen? Einst stand ihr die Zwangsgewalt des Staates zur Verfügung; mit Polizeistrafen ward der Kirchenbesuch und die kirchlichen Sitten erzwungen! So können und wollen wir evangelischen Christen nicht mehr arbeiten. Daher bleibt uns nur die freie Beeinflussung des Volkes in öffentlichen Vorträgen. Gewiß werden wir mit ihnen vor allem unseren Gemeindegliedern dienen; aber wenn etwa Vorträge gehalten werden über das christliche oder das deutsche Haus oder über ethische und pädagogische Fragen, dann werden auch Fernstehende herzugezogen werden und den Wert und die Notwendigkeit der Kirche für das Leben der Gesamtheit erkennen.

Allerdings ist die Neuschaffung einer christlichen Volkssitte eine lange Geduldsarbeit; ja es fragt sich, ob sie jemals zum Ziele führen wird. Selbst wenn es aber als unmöglich sich erweisen sollte, das Volk als Ganzes wieder zur Annahme einer christlichen Sitte zu bewegen, wertvoll genug ist es, wenn auch nur in den

Kreisen, die sich noch zur Kirche halten, die Reste alter Sitte gewahrt und eine neue Sitte gebildet wird. Welch ungeheure Mühe verwenden gerade unsere deutschen Missionare auf diese Arbeit! Auch die Heimatkirche darf sich diese Mühe nicht verdrießen lassen. Haben wir nur erst neue Brennpunkte geschaffen in den Gemeinden, so werden diese dann zum „Licht der Welt". Das bloße Reden nützt in der Regel nichts, wohl aber das lebendige Vorbild. Es ist oft überraschend, zu beobachten, welch eine Anziehungskraft eine betende und singende kleine Hausgemeinde auf unser Volk ausübt! Ich kenne Fälle, wo Fremde darum baten, sich beteiligen zu dürfen, wo der kleine Hausgottesdienst sich immer mehr erweiterte, bis die Stube die Fülle der regelmäßigen Besucher nicht mehr zu fassen vermochte — und das in einer unkirchlichen Gemeinde! Es läßt sich hier noch etwas erreichen in unserem Volke, oft mehr als man erwartet hat!

Zweierlei wird ganz von selbst sich einstellen, wenn die Kirche sich nicht beschränkt auf die Feiergottesdienste, sondern wenn sie neben sie die „Arbeitsveranstaltungen" treten läßt der Apologetik und Evangelisation wie der Bibelstunden und der Vorträge: erstens eine ungemeine Belebung der persönlichen Seelsorge und dann die Bildung wirklich lebendiger Gemeinden.

Kein Geringerer als Steinmeyer hat bekanntlich sehr gering geurteilt über die Bedeutung der „speziellen Seelsorge". Er geht dabei aus von den Erfahrungen, die unsere Kirche bislang hierbei gemacht hat. Gewiß übersieht er, daß gerade die Früchte dieser Arbeit in der Stille reifen, daß sie sich meist der Beobachtung entziehen. Vor allem ist das, was die berufenen Diener der Kirche im Zusammenhang mit Taufe, Konfirmation, Trauung und Beerdigung getan, doch auch persönliche Seelsorge; und wer kann deren ungemeine Bedeutung verkennen? An den Wendepunkten des Lebens wie im Angesicht des Todes will das Volk als Ganzes zweifellos noch die Arbeit der Kirche, vor allem auch ihre Seelsorge. Der Eintritt ins Leben überhaupt, der Übergang aus der Kindheit ins Jugendalter, der meist auch der Übergang aus der Schule in den Beruf ist, die Gründung eines Hauses und der Verlust derer, die man liebt, das alles macht die Herzen empfänglich für ein persönliches Zeugnis aus Gottes Wort, das alles läßt die Seelsorge des

Geistlichen erwünscht und wertvoll erscheinen. Aber sieht man davon ab: wann wird Seelsorge spontan begehrt? wann kommt der moderne Mensch von sich aus zu seinem Geistlichen?

Ganz anders liegen die Dinge auf dem Gebiete der Mission. Nach Warnecks Urteil ist das missionarische Gespräch wirkungsvoller als die öffentliche Verkündigung. Die angefaßten Heiden suchen den Missionar auf. Genau dasselbe erleben die Evangelisten unserer Zeit. Welch ungeheurer Andrang in den Sprechstunden eines Elias Schrenk und eines Samuel Keller! Man sage nicht, daß dies sich daraus erkläre, weil sie als Fremde sprechen! Gewiß wirkt das bei manchen mit; aber das sicher nicht allein und nicht vor allem. Das kann ich aus eigener Erfahrung bezeugen. Wer immer apologetisch-evangelistische Vorträge und ganz besonders wer Bibelstunden hält, wird bald sehr viel seelsorgerlich in Anspruch genommen werden. Gestaltet man die Bibelstunde nicht zu kultischen Feiern, sondern zu brüderlichen, familienhaften Zusammenkünften, so bildet sich bald ein ganz inniges Vertrauensverhältnis aus zum Leiter, die Scheu schwindet und der Geistliche wird zum Seelenarzt.

Hier muß eingesetzt werden: Die Seelsorge muß sich vor allem wieder anschließen an die Wortverkündigung. Der Hausbesuch des Geistlichen ist gewiß eine gute Sache; aber wenn nicht ein besonderer „casus“ vorliegt, wird er selten zu tieferen Gesprächen Anlaß geben: man kann nicht mit der Tür ins Haus fallen, wie bereits erwähnt. Die Seelsorge aber bei Gelegenheit des Abendmahlsgangs in der Beichte ist zur „allgemeinen Beichte“ geworden; persönliche Seelsorge kann der Natur der Sache nach nur wenig hier geübt werden; die alte Privatbeichte aber wird sich nicht wieder einrichten lassen. Wird aber wirkungsvoll das Evangelium verkündigt, dann wachen die Fragen auf in den Seelen, die beantwortet werden wollen; dann entsteht Gewissensnot und Sehnsucht nach Trost und Hilfe — also das Bedürfnis nach persönlicher Seelsorge. Unermüdlich muß es der Gemeinde gesagt werden, daß Haus und Ohr des Predigers ihr offen steht. Um die Scheu zu überwinden, muß der Geistliche immer wieder bitten, ihn aufzusuchen. Ist einmal das Eis gebrochen, dann wird die Seelsorge von der Gemeinde gern begehrt werden.

Vorbildlich erscheint mir hier immer Ludwig Harms. Die eigentümlichen Versammlungen, die Sonntag nachmittags in seinem

Hause gehalten wurden, waren eigentlich nichts als Besuche seiner Gemeindeglieder und daran sich anknüpfende seelsorgerliche Unterhaltung; entstanden aber waren sie im Anschluß an die Predigt. Es wird meiner Überzeugung nach nur dann gelingen, die persönliche Seelsorge zu beleben und ihre in der Mission bewährte Segensmacht auch in der heimatlichen Kirche voll zu entfalten, wenn sie einmal mit aller Treue geübt wird im Anschluß an die Kasualien, sodann aber auch in lebendige Verbindung gebracht wird nicht nur mit dem Abendmahl, sondern vor allem mit der öffentlichen Wortverkündigung.

Wenn die Kirche in der beschriebenen Art wirklich „Volksmission" treibt, dann werden sich ganz von selbst ohne große Neuorganisationen auch wirkliche G e m e i n d e n, wirklich lebendige Gemeinden bilden. Es sei mir gestattet, hier von persönlichen Erfahrungen auszugehen. Nach einer „kirchlichen Evangelisation" in einer Industriegemeinde des Erzgebirges bekennt der Ortspfarrer, daß ihm völlig unerwartet sich „das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das Einswerden im tiefsten Grunde" herausgebildet habe, so etwas wie: „Wir, als die von einem Stande, stehen auch für einen Mann" (Bausteine, 1913, S. 117). Was ist dies anderes, als das Entstehen eines wirklichen Gemeindebewußtseins? Wenn man sich kirchlicherseits nur entschließen könnte, statt der wöchentlichen Predigt ab und zu einmal eine Reihe von Tagen hintereinander zu predigen, man würde bald die gemeindebildende Kraft solcher intensiver Wortverkündigung erfahren!

Stärker noch und tiefer ist die Wirkung fortgesetzter Bibelstunden. In einer sehr zur Sektenbildung neigenden Gemeinde hörte jegliche Absplitterung auf, sowie ich mit Bibelstunden einsetzte, ein Vorgang, der sich vielfach wiederholt. Bald baten mich sogar die Ausgetretenen, daran teilnehmen zu dürfen! Es ist bekannt, daß das Hauptanziehungsmittel der Sekten die enge brüderliche Gemeinschaft ist, die ihre Mitglieder verbindet, die Erfahrung der „Bruderliebe" im biblischen Sinn des Wortes. Wie fremd stehen sich dagegen in unserer Kirche auch die treuen Kirchgänger gegenüber! Leider ist es nur zu bezeichnend, was Achelis berichtet: als er nach einer Abendmahlfeier bewegten Herzens den übrigen Teilnehmern die Hand bot, fand er nur peinliches Befremden. Weder unsere

Predigtgottesdienste noch unsere Abendmahlsfeiern sind geeignet, dies Gefühl brüderlicher Zusammengehörigkeit zu wecken: man lernt sich nicht persönlich kennen als solche, die eines Glaubens sind. Wird aber die Bibelstunde in rechter Weise als ein „erweiterter Hausgottesdienst" gepflegt, so dauert es nicht lange und die regelmäßigen Besucher lernen sich als solche kennen, die da „mehr begehren", ja die „mit Ernst" Christen sein wollen; ganz von selbst bildet sich das Bewußtsein des Verbundenseins im Innersten und Heiligsten; ganz von selbst — das habe ich immer wieder erlebt, — legt sich den Besuchern das Wort auf die Lippen: die „Bibelstundengemeinde".

Allerdings ist es nun auch erforderlich, daß dieses innerliche Gemeinschaftsgefühl auch äußerlich sichtbar werde; es muß irgendwie in die Erscheinung treten. Dazu aber bedarf es keiner großen Unternehmung, keiner besonderen Organisation. Vielmehr genügt es, ab und zu einmal etwa einen „Familienabend" zu veranstalten, auf dem Gelegenheit geboten wird, daß die Mitglieder sich gegenseitig kennen lernen, um persönlich Fühlung zu gewinnen und in brüderlichen Verkehr zu treten. Es ist Tatsache, daß in diesen Bibelstunden die Vereinsamten sehr bald Freunde gewinnen, mit denen sie sich eins wissen nicht nur für dies Leben, daß die einzelnen Besucher sich gegenseitig Gehilfen werden zum ewigen Leben, daß allesamt sehr bald sich getragen und gehalten wissen von der Gemeinschaft und von ihrer Fürbitte. Auf letzteres möchte ich besonderen Nachdruck legen. Ganz von selbst treten sie an den Leiter je länger je mehr heran mit der Bitte, ihrer selbst oder anderer Personen in bestimmten Anfechtungen und Nöten in der Bibelstundengemeinde fürbittend zu gedenken. So werden die Versammlungen ohne allen Zwang zu Schulen des Gebetes, indem hier gezeigt wird, wie ein Kind Gottes alle Angelegenheiten des Lebens, große und kleine, im Gebet dem himmlischen Herrn darlegt.

Wie bekommen wir lebendige Gemeinden? Ich habe aus der Erfahrung heraus, und nicht etwa nur der meinen, die Antwort auf diese brennendste, ja entscheidende Frage der Gegenwart gegeben. Es gibt meiner Überzeugung nach keinen anderen Weg. Diese um Gottes Wort gesammelte und aus Gottes Wort genährte Bibelstundengemeinde, sie ist in der Tat eine lebendige Gemeinde. Denn,

was heißt „lebendig" im christlichen Sinn? Nicht die äußere Aktivität macht es, sondern das innere Leben, das sich äußert durch das Bekenntnis zu Christus mit Wort und Tat. Man kann es allerdings erleben, wie immer mehr die Besucher den unwiderstehlichen Drang empfinden, daheim in der Familie wie auch im Beruf Zeugnis abzulegen von ihrem Herrn. Mich hat es oft ergriffen, wenn ich es sah, wie junge Mädchen und junge Männer in ihrer eigenen Familie, und nicht nur in Arbeiterkreisen, um Jesu Christi willen Schmach und Verfolgung erlitten jahraus jahrein und ihm unentwegt die Treue gehalten haben. Und ist es nicht ein Beweis von wirklich lebendigem Glauben, wenn diese unsere Christen in den Fabriken und Werkstätten den oft furchtbaren Bedrohungen und Schädigungen, ja der Todesgefahr zu trotzen wagen?

Es ist meiner Überzeugung nach durchaus nicht nötig, daß man die Bibelstundengemeinde zu einer „Arbeitsorganisation" ausbaut; ja dies hätte seine Gefahren. Wohl aber erwachsen uns hier ganz von selbst die Helfer für die Gemeindearbeit. Immer wieder wird es erlebt, daß über die, so ernstlich und reichlich sich mit Gottes Wort beschäftigen, ein immer stärkerer Tätigkeitstrieb kommt. Es ist in einer Vorortsgemeinde vorgekommen, daß ein Kreis von Männern den Leiter ihrer Bibelstunde baten, ihnen Gelegenheit zu geben, „etwas für den Herrn zu tun". Zum mindesten pflegen die treuen Bibelstundenbesucher für den Besuch von Gottesdienst und Bibelstunde, ja aller Veranstaltungen der Gemeinde eifrig zu werben und einzuladen, meist ganz von selbst, ohne daß es einer besonderen Erinnerung bedurft hätte. Sicher wird auch keiner, der im rechten Geist eine Gemeinde sammelt um die Schrift, viel über Mangel an Helfern im Kindergottesdienst und in der Armen- und Krankenpflege zu klagen haben; auch sind mir stets willig und freiwillig Mittel in die Hand gelegt worden, wann es galt, irgendeiner Not abzuhelfen — oft überreich! Ich muß nochmals betonen, daß das alles nicht Ideale sind, sondern daß ich von Dingen rede, die ich wie so mancher Geistlicher der Landeskirche erprobt habe, und die jeder kennen lernen kann, der sich darum bemüht. Warum soll die Kirche nicht das ihrerseits versuchen, was in den christlichen Vereinen junger Männer, den Blaukreuzvereinen, den Gemeinschaften sich als wirksam erwiesen?

Der von mir aufgewiesene Weg unterscheidet sich grundsätzlich

von dem, den Sulze empfohlen hat. Wer die Verhältnisse kennt, weiß: es ist nicht gelungen, wirklich lebendige Gemeinden oder wie Sulze zu sagen pflegt: wirkliche „Seelsorgegemeinden" durch die Durchführung der Sulzeschen Organisationsgedanken zu schaffen. Das ist kein Zufall. Denn Sulzes Ausführungen gingen von einer zwiefachen falschen Voraussetzung aus: als wären die Persönlichkeiten überall vorhanden, die geeignet seien, Seelsorge zu treiben, so daß es nur gelte, sie heranzuziehen und zu verpflichten; und sodann, daß unsere Gemeinden wirkliche Gemeinden sind, die imstande sind, die geeigneten „Laienseelsorger" sich selbst zu wählen. Wie viel tiefer und richtiger hat hier Luther gesehen: „Wenn man die Leute und Personen hätte, die mit Ernst Christ zu sein begehrten, die Ordnungen und Weisen wären bald gemacht!" Seelsorge kann nur treiben, wer selbst im lebendigen Glauben an Jesus Christus steht und außerdem das Charisma der Seelsorge besitzt! Es ist nicht wahr, daß der Besitz des allgemeinen Priestertums zur Ausübung der Seelsorge in der Gemeinde berechtige und verpflichte; es ist ebensowenig wahr, daß die Seelsorge das „Werk der Gemeinde" sei, so daß die Gemeinde sich ihre Seelsorger unmittelbar wählen müsse. Nicht der Gemeindegeist wird es tun, sondern der Geist Gottes, der durch das Wort wirkt und das Charisma schafft; dieses wächst nicht aus der Gemeinde heraus, sondern ist ein Gnadengeschenk Gottes an die Gemeinde. Die Seelsorge in der Gemeinde ist darum weder allen befohlen, noch allein den Amtsträgern, sondern denen, die das Charisma besitzen. Gewiß ist es ein Irrtum, wenn die Seelsorge zum Vorrecht des Amtes gemacht wird; der evangelischen Kirche kann nur geholfen werden, wenn die Laien Mithelfer der Geistlichen werden. Aber das Schlagwort „Seelsorge aller an allen" ist ebenso irrig. Und wie soll durch die Wahl von allen Gemeindegliedern, denen zum großen Teil jegliches geistliche Verständnis fehlt, die zur Mitarbeit im Reich Gottes geeigneten herausgefunden werden? Vielfach sind die auf diesem Wege bestellten Presbyter und Hausväter eher Hindernisse des geistlichen Lebens, da sie ihre Hauptaufgabe darin sehen, als Vertretung der Gemeinde den Kirchenvorstand zu überwachen — etwa wie der Reichstag es tat gegenüber dem Bundesrat! Luthers Sorge, „daß nicht eine Rotterei daraus werde", war völlig begründet.

Es ist durchaus unmöglich, durch äußere Organisation, so wichtig sie in anderer Beziehung ist, lebendige Gemeinden zu schaffen. Faßt man die Art, wie hier vorgegangen wird, näher ins Auge, so leuchtet ein, daß dieser Weg von außen nach innen durchaus gesetzlicher Art ist: fortgesetzt wird hier appelliert an die „Pflicht", die jeder Christ seiner Gemeinde gegenüber besitzt, die Pflicht zum Besuch des Gottesdienstes und des Abendmahles, die Pflicht zur Mithilfe in der Armen- und Krankenpflege wie in der Seelsorge und an anderer Gemeindearbeit! Immer das: „Du sollst", die gesetzliche Forderung!

Demgegenüber ist der allein evangelische Weg der, daß man bei dem Grundsatz bleibt: Das Wort muß es tun! Es gilt das Wort hinreichend und in geeigneter Weise zu verkünden; dann werden sich solche finden, die mit Ernst Christen sein wollen, und zwar werden diese, wie Luther es erwartet, „sich selbst finden und anhalten" zu gemeinsamer Bruderliebe und zu gemeinsamer Arbeit im Reich des Herrn. Es ist derselbe Geist Christi, der durch das Wort die einzelnen Persönlichkeiten erneut und mit Gaben ausrüstet, der sie auch zusammenschließt zu lebendigen Gemeinden. Die Kirche hat einfach die gottgegebenen Gnadenmittel und Gnadengaben zu benutzen; dann geschieht alles „von ihm selber", von innen heraus, im freien Trieb des Geistes — „die Ordnungen und Weisen sind dann bald gemacht". Das ist die Art und Weise, wie einst die Apostel und heute noch unsere Missionare arbeiten; so hat es sich unser Luther gedacht; so hat es der Pietismus verwirklicht: durch das Wort bildeten sich die ecclesiolae in ecclesia. Man mag noch so viel an ihnen auszusetzen haben, vergessen darf man nicht, daß sie bleibende Frucht gebracht in den großen Werken der äußeren und der inneren Mission, und daß heute noch in den Gegenden die lebendigsten Christen und Gemeinden sich finden, in denen der alte pietistische Geist sich hat zu behaupten vermocht. Und endlich: wer die Gemeinschaftsbewegung unserer Tage wirklich kennt und nicht nur aus Büchern und Zeitschriften, kann nicht leugnen, daß es in ihr wahrhaft lebendige „Gemeinschaften" gibt. Warum soll die Kirche nicht von ihr lernen? Warum soll sie nicht mit ihr in freien Wettbewerb treten, in dem die Kräfte erst sich voll entbinden können? Oder glaubt man, daß dieser Versuch zu einer

Zersprengung der Volkskirche führen muß? Ich kann in keiner Weise einsehen, wie dies geschehen sollte! Es wird ja durchaus nicht einer „Absonderung" das Wort geredet; „Sammlung" ist doch noch lange nicht „Scheidung". Ich bin stets ein Gegner der Versuche gewesen, die mit Ernst Christen sein wollen, durch irgendeine äußere Maßnahme von den andern abzuschließen. Wenn Luther verlangt hat, sie „müßten mit dem Namen sich einzeichnen", so war dies ebenso ein Fehler wie das andere, daß er der Sammlung die Verwaltung der Sakramente zuwies. Die Vermutung hat alle Wahrscheinlichkeit für sich, Luther habe selbst es gefühlt, daß die Ausgestaltung der Sammlung zu einer vollen Gemeinde die Zerstörung der Volkskirche bedeuten würde, und daß er darum die Verwirklichung seines Gedankens unterließ (Karl Müller). Alle diese Bedenken fallen dahin, wenn das Beanstandete unterbleibt, wie es einst bei den collegia pietatis des Pietismus geschah. Allein die Liebe zu dem Wort des Herrn und der die Seelen erfüllende Geist soll die „Sammlung" zusammenhalten; und die Liebe Jesu zu allen Menschenkindern wird immer wieder die Verbindung suchen mit denen, für die er gestorben und die auf seinen Namen getauft sind. Gerade auch der moderne Pietismus will durchaus nicht nur das eigene Seelenheil pflegen, sondern Christi Königsherrschaft aufrichten auf Erden!

In Wirklichkeit liegen doch die Verhältnisse also, daß bereits ganz von selbst sich in der Volkskirche konzentrische Kreise bilden solcher, die ferner oder näher stehen: schon die zur Kirche noch gehen, bilden einen engeren Kreis und einen noch engeren die, so das Abendmahl regelmäßig begehren. Es gilt also nur, die bereits tatsächlich vorhandene „Sammlung", die ganz von selbst überall sich durchsetzende Gemeindebildung bewußt zu fördern zum Segen für alle: für die, so mit Ernst Christen sein wollen wie für die Fernerstehenden. Nach wie vor stehen Predigt und Abendmahlsgottesdienst allen offen; aber auch die von mir geforderten Einrichtungen wenden sich an die breiteste Öffentlichkeit: niemand soll davon ausgeschlossen werden. Nur liegt es in der Natur der Sache, daß in den Bibelstunden sich der kleinere Kreis derer versammelt, die da mehr begehren. Nicht äußere Schranken dürfen in der Volkskirche aufgerichtet werden — jeder ist willkommen; die Sammlung voll-

zieht sich allein durch das innere Bedürfnis und den inneren Trieb. Damit ist grundsätzlich der Einbildung gewehrt, als könne es sich jemals handeln um eine „Sammlung der Bekehrten“ oder der „wahrhaft Gläubigen“! Ich habe niemals in all den Jahren und an all den verschiedenen Orten, da ich in Bibelstunden mir eine Kerngemeinde sammelte, mit solchen Einbildungen zu kämpfen gehabt. Im Gegenteil: die Bibelstundenbesucher sind überall auch die treusten Kirchgänger und die fleißigsten Abendmahlsgäste sowie die besten Mitarbeiter und Helfer im Gemeindedienste, wo immer der Geistliche selbst die Leitung in Händen hat. Ganz von selbst regelt sich das Verhältnis dann so, daß die Parochialgemeinde die Organisationen schafft und daß in der Bibelstundengemeinde die geistlichen Kräfte dafür heranwachsen.

Alles in allem: die Kirche muß Volksmission treiben: sie muß besondere Veranstaltungen treffen, um die Entkirchlichten zu gewinnen, besondere Veranstaltungen, um das junge Glaubensleben der Gewonnenen zu vertiefen und das stärkere Bedürfnis der Geförderten unter ihren Gliedern zu befriedigen; eben damit werden sich ganz von selbst in der großen Volkskirche lebendige Kerngemeinden bilden, die wiederum ganz von selbst ein Salz sind für ihre Umgebung. Haben wir in jeder Gemeinde solch einen Kern wirklich lebendiger Glieder, so ist er es, der je länger je mehr zum Missionar wird für das ganze Volk. Die Erfahrung wiederholt sich auch in der Heimat, die die Mission zu allen Zeiten gemacht hat, in den Tagen der alten Kirche so gut wie in der Gegenwart, daß für die Ausbreitung des Reiches Gottes schließlich mehr als durch die Arbeit der berufensten Missionare getan wird durch die Anziehungs- und Werbekraft, die jede wahrhaft lebendige Gemeinde ausübt auf ihre ganze Umgebung.

IV.

Kirchliche Volksmission! Ist diese Losung richtig, so steht die Kirche vor neuen großen Aufgaben. Die Frage wird brennend: wie soll es möglich sein, sie zu lösen mit den vorhandenen Mitteln? wie sollen vor allem die persönlichen Kräfte gewonnen werden, die dies Riesenwerk zu bewältigen vermöchten? Sind nicht jetzt schon

die berufenen Organe der Kirche überlastet? wie sollen sie die Mehrarbeit leisten? und wenn dies möglich wäre: wie sollten sie der Gefahr der Zersplitterung und der Vielgeschäftigkeit entgehen, die das innere Leben verflacht und schwächt?

So richtig dies alles ist, dennoch sind meiner Überzeugung nach die Schwierigkeiten gar nicht so groß, wie man sich vorstellt. Es gilt im wesentlichen einmal die vorhandenen beruflichen Kräfte besser auszubilden und auszunützen und sodann dem Charisma Raum zu schaffen zu seiner Betätigung. Wenn alle in Betracht kommenden Stellen ihre Aufgabe erkennen und das Ihre dazu tun, so läßt sich die von mir geforderte Volksmission überall in den evangelischen Kirchen Deutschlands durchführen.

Allerdings ist dies von vornherein ausgeschlossen, wenn die „Geistlichen" versagen. Daß sie als die berufenen Diener der Kirche und Leiter der Gemeinde in erster Linie die Träger der Volksmission sein müssen, liegt auf der Hand. Lebendige Gemeinden zu schaffen, wird nur gelingen, wenn die Geistlichen im lebendigen Glauben stehen und wenn sie „Charismatiker" oder Pneumatiker im Sinne Pauli sind (1. Kor. 14, 37). Ersteres ist allgemein anerkannt — aber es fragt sich, ob die Kirche bei der Ausbildung ihrer Diener dieser Tatsache genug Rechnung trägt. Seit Schleiermacher bestreitet niemand, daß keiner ein rechter Theolog sein kann ohne persönliche Religiosität: ohne Religion sind die eigentlichen Gegenstände der Theologie bloße Worte und keine Realitäten. Ist dem also, dann ist die Pflege des Glaubenslebens gerade für den werdenden Theologen und zukünftigen Prediger des Evangeliums ein grundlegendes Erfordernis. Die römische Kirche trägt dieser Tatsache an ihren Priesterseminaren in ihrer Weise längst Rechnung! Die evangelische Kirche hat hier viel versäumt. Die Einrichtung einer besonderen Bibelbesprechstunde für Theologiestudierende zur Pflege des inneren Lebens während der Studienzeit ist unbedingtes Erfordernis und wohl in erster Linie eine Aufgabe des praktischen Theologen.

Ebenso muß in der evangelischen Kirche viel mehr das Charisma Berücksichtigung finden. Auch hier weckt die katholische Kirche unsere Bewunderung: sie hat für alle Aufgaben dazu besonders geeignete Kräfte zur Verfügung und pflegt ihre Diener an den Platz zu stellen, die ihrer Begabung entspricht. In der evan-

gelischen Kirche ist aber je länger je mehr der Gleichheitsgedanke zur Herrschaft gekommen: gleiche Rechte, gleiche Pflichten und Aufgaben für alle. Mag das Erstere Anerkennung finden, das Zweite ist sicherlich vom Übel. Es haftet diesem Grundsatz etwas äußerlich Mechanisches an, er steht im Widerspruch mit dem Wesen des Persönlichen und dem Wesen des Charisma. Ist es so unbedingt richtig, daß z. B. an einer Kirche alle Geistliche in gleicher Weise an der Predigt beteiligt sind, auch wenn der eine ein hervorragendes Charisma für die Predigt besitzt, während der andere stets vor leeren Bänken predigt? Dabei besitzt er vielleicht ein ausgesprochenes Charisma für die Jugendpflege oder die Seelsorge! Wenn man heutzutage so sehr klagt über das Überwuchern des Personalgemeindetums in den größeren Städten — ob nicht eine Hauptursache davon darin liegt, daß alle geistlichen Tätigkeiten in einer Hand vereinigt sind, so daß die Gemeindeglieder nie veranlaßt sind, mit einem der anderen Geistlichen der Gemeinde in Fühlung zu treten? Gewiß läßt sich gegen die Verteilung der Aufgaben unter den Geistlichen, wie sie vordem Brauch war, daß dem einen besonders die Predigt, den anderen die Seelsorge und die Jugendpflege zufiel, mancherlei sagen; aber verkennen darf man doch nicht, daß diese Verteilung ihr gutes Recht hat, falls sie nur unter Berücksichtigung des Charismas erfolgt. Es ist m. E. wohl der Erwägung wert, ob nicht die Geistlichen in einer Gemeinde in bezug auf Rang und Gehalt einander gleichzustellen sind, im übrigen aber eine Verteilung der geistlichen Aufgaben mehr unter Berücksichtigung ihres Charismas erfolgen soll. Sicherlich würde dies eine Annäherung bedeuten an die Art und Weise, wie die Urgemeinde verfuhr. Ist das Übergewicht und die Alleinherrschaft der „Predigt“ geschwunden, so wird die Verwirklichung meines Vorschlages möglich sein.

Unbedingt notwendig ist aber die Berücksichtigung des Charismas, wenn die Kirche die Volksmission in Angriff nimmt. Es kann nicht jeder Geistliche als Apologet und Evangelist wirken. Eher schon kann man jedem zumuten, daß er auch Vorträge über Fragen des christlichen Glaubens und Lebens, der Sittlichkeit oder der Sitte, der Erziehung der Kinder im Haus und für den Beruf unter Benutzung der reichlich vorhandenen guten Literatur in seiner Gemeinde hält. Vor allem aber bin ich der Ansicht, daß jeder

Geistliche imstande sein soll und auch imstande ist, in Bibelstunden Gottes Wort auszulegen und in die Schrift einzuführen. Gewiß wird auch hierzu der eine mehr, der andere weniger begabt sein; aber die Meinung ist falsch, daß zu Bibelstunden ein ganz besonderes Charisma neben dem der Predigt gehört. Der Beweis wird erbracht durch die Gemeinschaftspfleger! So wenige sich für die Evangelisation eignen — schlichte Bibelstunden können alle halten. Wenn die Geistlichen hier so oft versagen, wenn sie vor allem den rechten Ton nicht zu treffen verstehen, so liegt dies einfach daran, daß es ihnen an dem entsprechenden Vorbild und an der Schulung fehlt. Hier erhellt, daß die Einführung von Bibelstunden für die studierenden Theologen nicht nur für ihr eigenes inneres Leben und ihr theologisches Studium, sondern auch für ihr späteres ganzes Amtswirken von Bedeutung ist. Um aber auch den bereits im Amte stehenden Geistlichen Gelegenheit zu geben, das Wesen der Bibelstunde kennen zu lernen als Bibelbesprechstunde, als „Homilia“, bedarf es der Einrichtung von Bibelstundenkursen, die auch für die Pflege des inneren Lebens aller Beteiligten von größtem Segen sein würden.

Jeder Geistliche, der predigen kann, ist demnach auch imstande Bibelstunden zu halten, und er ist dazu unbedingt verpflichtet, weil er damit allein gemeindebildend wirkt und persönlich Fühlung gewinnt mit der Kerngemeinde: der Geistliche, der hier nicht mittut, würde die geistige Führung in seiner Gemeinde sehr bald verlieren. Jeder Geistliche hat aber auch die Zeit dazu! Wir staunen über die ungeheure Predigttätigkeit eines Luther, eines Calvin und andere Reformatoren; möglich war sie, weil ihre Predigt keine Kunstrede, sondern einfache Bibelstunde war. Die Bibelstunde setzt wohl eine ernste wissenschaftliche Exegese und eine eindringende Meditation voraus, aber sie macht gar keine Ansprüche an Kunst der Darstellung und Kunst des Aufbaues. Gerade darin besteht ja das Wesen der Bibelstunde, daß sie ein einfaches Feststellen der biblischen Gedanken und eine daran sich anschließende vertrauliche Aussprache darüber ist; es kommt hier gar nicht darauf an, Neues oder Geistreiches, Eigenes und Eigenartiges zu sagen. So genügen einige wenige Stunden zur Vorbereitung. Und ist jemand der Meinung, daß auch dies ihm zu viel sei — wer je Bibelstunden gehalten

hat, erfährt es je länger je mehr, daß hier die „Brunnenstube“ ist für die Predigt wie für die Kasualien: hier erst erschließt sich der ganze Reichtum der Schrift in dem persönlichen Austausch von Herz zu Herz. Was einer hier etwa an Zeit opfert, das gewinnt er an anderer Stelle mit Zinsen zurück. Dabei ist noch gar nicht berücksichtigt, daß gerade die Bibelstunde der Ausgangspunkt der persönlichen Seelsorge zu sein pflegt. Wie wichtig aber ist diese! Ich wenigstens habe durch nichts anderes einen solchen Einblick in das innere Fragen und Ringen der Gemeinde, eine solche Bereicherung der persönlichen Erfahrung erhalten wie durch die Bibelstunde. Die Zeit, die wir ihr widmen, ist nie verloren; was man hier zusetzt, kommt wieder ein, besonders bei der Predigtvorbereitung, die durch nichts so befruchtet und erleichtert wird wie durch die Erfahrungen in der Seelsorge.

Kann, ja muß somit die Bibelstunde jedem Geistlichen zur Pflicht gemacht werden, so ist dies, wie gesagt, nicht der Fall bei dem anderen, was zur Durchführung der Volksmission erforderlich ist. Vielmehr muß es hier zu gegenseitiger Hilfsleistung, zu einem Austausch der Kräfte kommen. Was Apologetik und Evangelisation anlangt, so gilt es, die dazu Befähigten anzuregen zur Ausarbeitung von Vorträgen. Wenn irgend möglich müssen Reihen von Vorträgen gehalten werden, die in einem gewissen inneren Zusammenhang stehen und unter ein gemeinsames Generalthema zu bringen sind. Beides hat etwas für sich: daß ein einziger sämtliche Vorträge übernimmt, oder daß eine Anzahl von Rednern sich in die Vorträge teilen. Für Evangelisationen empfiehlt es sich, daß sie von einer Persönlichkeit übernommen werden. Dagegen können Reihen apologetischer Vorträge sehr gut von verschiedenen Rednern gehalten werden, zumal die Ausarbeitung guter apologetischer Vorträge eine sehr große Mühe erfordert, also eine Teilung der Arbeit nahelegt. Auch gilt es dann, die große geleistete Arbeit möglichst auszunutzen, d. h. solch ein Vortragszyklus muß in einer ganzen Anzahl benachbarter Gemeinden gehalten werden. Endlich ist es nur recht und billig, daß das Wort Beherzigung findet: „Der Arbeiter ist seines Lohnes wert.“ Wir wären viel weiter auf dem gesamten Gebiet des christlichen Vortragswesens, wenn die Kirche dies bislang getan! Wenn in jeder Landeskirche oder Provinzialverband nur etwa 10—20

Geistliche zur Verfügung ständen — dem größten Bedürfnis wäre abgeholfen. Die Ergebnisse der kirchlichen Evangelisation, die durch neun Pastoren aus Anregung des Generalsuperintendenten Blau und mit Unterstützung der Posenschen Provinzialsynode erfolgte, sind derart, daß sie durchaus zur Nachahmung reizen.

Freilich werden wir auf die Dauer um die Anstellung von Berufsapologeten und Berufsevangelisten in jedem größeren Kirchenganzen nicht herumkommen, zumal die antichristlichen Organisationen je länger je mehr Wanderredner anstellen und aussenden. Warum soll nicht eine Landeskirche einen erprobten Evangelisten oder Apologeten, ob er nun Theologe oder Naturforscher ist, in ihren festen Dienst nehmen?

Vielleicht aber, daß wir noch weiter kommen, wenn es der Kirche gelingt, die in der Gemeinde schlummernden Charismata zu wecken und in den Dienst der Gemeinde zu stellen! Erfahrungsgemäß macht das Zeugnis von L a i e n einen viel stärkeren Eindruck auf die Menschen unserer Tage, weil hier von vornherein viel Mißtrauen ausgeschaltet ist, mit dem die Amtsträger zu kämpfen haben — vor allem kann ihre Uneigennützigkeit nicht bezweifelt werden. Vielfach wird geradezu behauptet: jeder Stand muß gewonnen werden durch Mitglieder seines Standes, also der Offizier durch den Offizier, der Arbeiter durch den Arbeiter, der Kaufmann durch den Kaufmann. Diese Behauptung mag übertrieben sein — viel Wahres ist zweifellos an ihr! Und die Kräfte dazu sind in der Laienwelt vorhanden. Das ist erwiesen durch die segensreiche Wirksamkeit vieler Laien in den Gemeinschaften und in den christlichen Vereinen junger Männer; vor allem aber hat es der Krieg herausgestellt. Gerade die Tatsache, daß die evangelische Kirche am Anfang des Krieges der Sachlage nicht gewachsen war, gerade sie zwang vielfach unsere Soldaten, Offiziere und Gemeine zur Selbsthilfe; und jedermann hat davon vernommen, wie herrlich an vielen Orten sich die evangelische Laienwelt bewährt hat. Wer würde nicht wünschen, daß damit das Eis gebrochen wäre! Und wer ist sich nicht klar, welch ein Segen es für unsere Gemeinden wie für unser ganzes Volk wäre, wenn es gelänge, diese durch die Not geweckten Kräfte auch nach dem Friedensschluß in den Dienst des Reiches Gottes zu stellen! Jedenfalls muß die Kirche alles tun,

daß all diese Gnadengaben Gottes auch künftighin wirklich benutzt werden. Wir müssen Raum schaffen für das Glaubenszeugnis aus Laienmunde! — Im Rahmen dessen, was bisher von seiten der Kirche getan ward, war dafür kaum Raum! Anders, wenn sie die Volksmission zu ihrer Aufgabe macht! Die freien Veranstaltungen zur Verteidigung der christlichen Wahrheit wie zur Gewinnung der Entfremdeten, die Vorträge wie die Bibelstunden, sie geben dem Charisma der Laien Raum zu seiner Entfaltung und Betätigung. Ja das gesamte Werk der Volksmission ist überhaupt nicht durchführbar ohne ihre Mithilfe.

Besonders denke ich hier an die Mitwirkung der Lehrer. Der Geistliche kann keinen besseren Gehilfen finden als einen Lehrer, der Jesum Christum bekennt mit Wort und Tat. Der Lehrer ist ja geradezu Fachmann in allen Fragen der Erziehung — wie unschätzbar ist seine Mitarbeit zumal bei der Pflege der Jugend, und wenn es gilt, Fragen der Erziehung vor der Gemeinde zur Besprechung zu bringen. Nun ist ja eigentlich jeder Religionslehrer eben damit ein Diener der Kirche; denn als Glied der Kirche unterrichtet er die Glieder der Kirche im Glauben der Kirche! Aber diese Tatsache tritt zum großen Schaden der Sache nicht äußerlich in die Erscheinung und kommt den Lehrern selbst darum oft gar nicht zum Bewußtsein. Hier muß eingesetzt werden! Der Religionslehrer muß so gut als Diener der Kirche anerkannt werden wie der Pfarrer. Zeigt die Kirche mehr Interesse am Lehrer, so wird auch das Interesse der Lehrer für die Kirche gesteigert werden.

Trotz alledem werden die Anforderungen an die Träger des geistlichen Amtes viel größer werden, wenn die Kirche als solche Volksmission zu treiben beginnt. Er bedarf dringend der Entlastung. Dieselbe kann ihm nur dadurch verschafft werden, daß die Kirche sich entschließt, in den größeren Städten einen clerus minor zu schaffen. Ein gut Teil der Arbeit, die jetzt auf dem geistlichen Amte liegt, kann ebensogut, ja besser von schlichten Gemeindehelfern geleistet werden; vor allem denke ich hier an die Arbeit in den kirchlichen Jugendvereinen, in der Armen- und Krankenpflege. Nur daß die Betreffenden persönlich im Glauben stehen und geistliches Verständnis besitzen!

Allerdings: eine großzügige Volksmission, wie sie unbedingt

erforderlich ist, wird nur möglich sein, wenn auch das Kirchenregiment seine Mithilfe nicht versagt, sondern sie nach Kräften fördert, ja sie in die Hände nimmt. Mag früher vorsichtige Zurückhaltung am Platze gewesen sein — jetzt dünkt mich die Zeit gebieterisch entschlossenes Eingreifen zu fordern. Ein Haupthindernis der Entwicklung ist oft genug schon der „Parochialzwang" gewesen, wenn er im Geist eifersüchtiger Wahrung seiner Rechte seitens des Parochus verstanden ward. Niemand wird den großen Segen, ja die unbedingte Notwendigkeit der kirchlichen Ordnung verkennen; dies besonders hervorzuheben, erübrigt sich daher. Aber das Leben ist nicht um der Ordnung, sondern die Ordnung um des Lebens willen da. Wenn die Ordnung zu einem Hindernis des Lebens wird, so ist es Pflicht, sie zu ändern, sie sogar zu zerbrechen. Daß der „Pfarrzwang" zu einem Hindernis des geistlichen Lebens werden kann, läßt sich nicht leugnen. Nach dem herrschenden Kirchenrecht ist auf dem Boden der evangelischen Kirche der Pfarrer allein zur Vornahme von Amtshandlungen berechtigt. Das verstehen heute noch viele Geistliche dahin, daß sie keinem anderen in ihrer Parochie das Recht einräumen dürfen, das Evangelium zu verkündigen, geschweige denn, daß sie selbst sich etwa einen Evangelisten zu Hilfe bitten! Sie glauben damit zuzugeben, daß ihre Wortverkündigung nicht die rechte sei, und befürchten, in den Augen ihrer Gemeindeglieder zu verlieren. Und so sehen sie es ruhig jahraus jahrein mit an, daß ihre Gemeinde tot ist, daß die Kirche öde und leer ist, ja je länger je leerer wird. Es gibt im Norden Landgemeinden, in denen öfters der Gottesdienst vollständig ausfallen muß, weil nicht ein einziger Kirchenbesucher erschienen ist! Und jedermann weiß, daß in mancher Großstadt in Riesenkirchen Sonntag um Sonntag nicht mehr als etwa 50 Kirchgänger sich einzufinden pflegen!

Offengestanden: ich verstehe nicht, wie ein Geistlicher solche Zustände ertragen kann, verstehe nicht, wie er nicht Hilfe und Unterstützung von anderer Seite herbeiruft! Ist es denn wahr, daß ein Geistlicher sich bloßstellt vor seiner Gemeinde und sich selbst verdammt in seiner Amtsführung, wenn er dies tut? Vom altorthodoxen Standpunkt aus wäre dies Urteil noch begreiflich; denn hier meinte man, es komme nur auf die erkenntnismäßig richtige Darbietung der Lehre an; lehrt also einer korrekt, so muß auch der

Segen da sein; und bleibt dieser aus, so war die Lehre nicht recht! Niemand steht noch auf diesem Standpunkt. Die Physiologie hat es gelernt, daß nicht diejenigen Nahrungsmittel die nahrhaftesten sind, die die größte Menge von Nährstoffen enthalten, sondern daß dazu nötig ist, daß sie auch in bekömmlicher Weise dargeboten werden. So wissen wir auch, daß zum gottgegebenen Gnadenmittel auch die gottgegebene Gnadengabe gehört zu einem gesegneten Wirken. Der Hauptfehler ist der Mangel an Verständnis vom Wesen des Charisma in so vielen kirchlichen Kreisen. Immer noch wird die Vorstellung festgehalten im Widerspruch mit der Schrift (1. Kor. 12 ff.) und aller Erfahrung, daß jeder Geistliche alle Gnadengaben so besitzt, daß er der brüderlichen Handreichung anderer in seiner Arbeit entbehren könnte. Wird erst wieder die für den Aufbau des Reiches Gottes grundlegende Bedeutung des Charisma erkannt und anerkannt, dann wird sich niemand mehr schämen oder zu schämen brauchen, um Hilfe zu bitten, wenn es gilt, in der Gemeinde neues Leben zu wecken und altes zu beleben, eindringende Irrtümer und überwuchernde Sünden zu bekämpfen!

Gewiß entstehen dabei gewisse Schwierigkeiten, gewiß gerät dadurch da und dort die kirchliche Ordnung ins Schwanken. Aber darf uns das abhalten? Rom hat die Durchbrechung der kirchlichen Ordnung durch die Mönchsorden gestattet; Rom gestattet sogar, daß der Parochiane zu einem anderen zur Beichte geht als seinem Parochus! Wollen evangelische Geistliche sich von Rom beschämen lassen, indem sie auf ihr Recht alleiniger geistlicher Wirksamkeit pochen und jedem fremden Geistlichen die Verkündigung des Wortes und in besonderen Fällen die Verwaltung des Sakramentes verbieten? Wirkt denn die geschichtliche Bildung des Geistlichen nicht so viel, daß der Gedanke an das freie Walten der Charismata in der apostolischen Christenheit sie von dem Irrtum ihres Standpunktes überführt? „Den Geist dämpfet nicht!" (1. Thess. 5, 19).

Endlich mag man bedenken, daß je länger je weniger solch eine Weigerung etwas nützen wird. Der kirchlichen Volksmission wird man den Weg verbauen können — die außerkirchliche aber fragt nicht nach der Erlaubnis des Parochus, und dieser kann sie in ihrem Wirken nicht hindern. Man sollte meinen, daß dieser

einfache Tatbestand alle Bedenken erledigt. Die Volksmission wird kommen in Deutschland, denn sie muß kommen; versagt die Kirche, so werden sie andere beginnen und durchführen — sicher zum Schaden der Kirche, auch wenn sie nicht gegen die Kirche arbeiten.

Diese Erwägungen sind es, die m. E. auch das Kirchenregiment zu einer positiven Förderung der Volksmission veranlassen müssen. Vom Kirchenregiment aus muß den Dienern der Kirche die Volksmission zur amtlichen Pflicht gemacht und Art und Notwendigkeit der missionarischen Arbeit den Vertretern der Gemeinden nahegebracht werden. Die dazu etwa nötigen kirchenrechtlichen Bestimmungen müssen gegeben oder veranlaßt werden. Vor allem müssen die Superintendenten ihr Hauptaugenmerk richten auf den religiös-sittlichen Zustand der Gemeinden sowie auf Kirchen- und Abendmahlsbesuch, um darüber urteilen zu können, ob nicht mit der kirchlichen Volksmission in der betreffenden Gemeinde eingesetzt werden müsse; gegebenenfalls haben sie die Geistlichen dazu zu veranlassen. Das Beste wäre, wenn sie selbst da und dort als die berufenen Oberhirten der Gemeinden die Missionsarbeit in die Hand nähmen, wenn die Volksmission also von Kirchenregiments wegen unternommen und unter persönlicher Mitwirkung des Superintendenten durchgeführt würde! Gewiß wird die Volksmission nicht so einfach von oben herab angeordnet werden können, wie es in der katholischen Kirche durch die Bischöfe geschieht, da vor allem die Selbständigkeit der Einzelgemeinde und ihres Kirchenvorstandes gewahrt werden muß; aber wenn den Gemeinden unter Hinweis auf das darniederliegende geistliche Leben die Inangriffnahme der Volksmission seitens der kirchlichen Oberbehörden zur Pflicht gemacht wird, dann wird das christliche Gewissen sich sicherlich überwinden und überzeugen lassen. Jedenfalls: wenn der Geistliche und sein Kirchenvorstand keine Anstalten macht zur Gewinnung der Entfremdeten und zur Wiederbelebung des ersterbenden geistlichen Lebens in der Gemeinde, so können sicherlich die kirchlichen Oberen alledem nicht tatlos zusehen, in Erinnerung an das Wort des Herrn: „Stärke, was sterben will.“

Durchführbar allerdings ist eine kirchliche Volksmission nur unter entscheidender Mithilfe der Inneren Mission. In ihr hat uns der Herr der Kirche das Hauptwerkzeug gegeben zur

Durchführung des großen Werkes. Immer mehr erfaßt sie ja auch selbst die freie Wortverkündigung als ihre eigentliche Hauptaufgabe. In vielen Fällen wird ihr die ganze Arbeit überlassen werden können. In jedem Falle aber erscheint sie mir der gegebene Mittelpunkt zu sein, in dem alle Bestrebungen zusammengefaßt und von dem aus die Mittel zur Arbeit, die sachlichen Hilfsmittel sowohl wie die Personen, dargeboten werden können und müssen — eine neue Organisation zu schaffen, ist völlig überflüssig, ja schädlich, weil Kräfte zersplitternd. Der jeweilige Landesverein der Inneren Mission sollte, wie er es z. B. im Königreich Sachsen getan hat, eine Bibliothek für apologetische Literatur anlegen und zur Verfügung stellen, sollte eine Liste der Redner und ihre Vorträge anlegen, sollte über alles, was im Lande getan wird, Buch führen und so einen Überblick über den Stand und Fortschritt der innermissionarischen Tätigkeit jederzeit zu geben in der Lage sein. Ihm würde ferner die Aufgabe zufallen, Bibelkurse für Laien zu veranstalten und Ausbildungskurse für Apologetik. Vor allem hätte er die Berufsapologeten und Berufsevangelisten anzustellen und anzubieten und nicht minder die kirchlichen „Helfer" auszubilden. Gerade wenn dies geschieht, würde die Verbindung und das Zusammenarbeiten zwischen Kirche und Innere Mission ein immer engeres werden zum Segen für beide.

Einer Hoffnung sei endlich noch Ausdruck gegeben: wenn die Kirche von sich aus die Volksmission in Angriff nimmt, könnte vielleicht auch eine Annäherung erfolgen zwischen Kirche und Gemeinschaft, die wohl von allen ernsten Christen so dringend ersehnt wird. Nicht daß es jemals gelingen könnte, die Gemeinschaft zu „verkirchlichen", d. h. sie einzugliedern in den kirchlichen Organismus — dazu ist sie viel zu selbständig und zu stark geworden! Ich würde es auch durchaus nicht für einen Segen halten. Im Gegenteil: wir brauchen auch im geistlichen Leben den „freien Wettbewerb", der auf allen anderen Lebensgebieten unersetzlich ist zur Entwicklung der Kräfte! Auch ist das Feld groß genug für die verschiedenartigsten Arbeiter; und die Arbeit, die geleistet werden muß, ist so ungeheuer schwer, daß wir jeden Mitarbeiter mit Freuden begrüßen müssen. Wenn irgendwo, so gilt hier des Herrn Wort: „Wehret ihm nicht; denn wer nicht wider uns ist, der ist für uns." Die Kirche muß es lernen, groß zu denken wie Paulus und sich

dessen zu freuen, wenn „nur Christus verkündigt wird". Eine Verkirchlichung der Gemeinschaft ist weder möglich noch gut. Wohl aber hoffe ich auf Grund dessen, was hier und da schon in die Erscheinung getreten, daß das gegenseitige Verständnis erleichtert wird, wenn beide dasselbe Ziel ins Auge fassen, ja daß ein Austausch der Kräfte allmählich eintritt und ein Arbeiten Hand in Hand — und sei es nur nach Moltkes Losung: Getrennt marschieren, vereint schlagen! —

Kirchliche Volksmission! Ihre Notwendigkeit und Möglichkeit zu erweisen, ist der Zweck meiner Ausführungen. Es ist mir selbstverständlich wohl bewußt, daß diese Zielsetzung nicht neu ist. Auch stehe ich damit nicht allein; immer mehr Männer der Kirche stellen sie auf — ein Beweis ihrer Notwendigkeit. Vor allem hat auch Martin Kähler in den letzten Jahren seines Lebens immer wieder in Gesprächen sie betont. So sprach er es 1911 aus: „Die Innere Mission gab das Losungswort aus von der Wiedereroberung der Massen; das damalige Luthertum meinte, sie müßten nur gepflegt werden. Dieses Mißverständnis hat sich gerächt. Weil man verkannt hat, daß es sich wirklich um eine fortgehende Eroberung handelte, ist die Entfremdung größer geworden." Denselben Gedanken äußerte er 1912: „Das kirchliche Elend in Deutschland hat seinen Hauptgrund darin, daß wir in Deutschland nie recht missioniert worden sind. Zuerst kamen die irischen Mönche und haben uns pastoriert. Die Reformation schenkte uns manchen gläubigen Prediger, aber keine Gemeinden. Jetzt haben wir in vielen Gegenden Parochien, aber keine Gemeinden. Die Mission muß nachgeholt werden." Wer die Verhältnisse in den Städten wie auf dem Lande kennt, wird zu dem gleichen Ergebnis kommen: Wir kommen nicht vorwärts, wenn wir nicht den Schwerpunkt unserer Arbeit verlegen und die Art und Weise unserer Tätigkeit verändern. Wir stehen auch in der Christenheit vor Verhältnissen, die denen auf den Missionsgebieten gleichen; darum brauchen wir eine umfassende kirchliche Volksmission.

G. Pätz'sche Buchdr. Lippert & Co. G. m. b. H., Naumburg a. d. S.

Volksmission und innere Mission.

Von Prof. D. **Gerhard Hilbert.** 1917. 24 S. M. —.80

Kirchlicher Anzeiger für Schleswig:

Wer die vorzügliche Schrift Hilberts: „Kirchliche Volksmission" gelesen hat, wird sicher gern von dem Inhalt dieser Schrift Kenntnis nehmen, die eine wertvolle Ergänzung der vorgenannten Schrift ist.

Leipziger Kirchenblatt:

Alle Freunde eines lebendigen kirchlichen Christentums seien auch auf die neueste Gabe des verehrten Verfassers, der auf Grund einer reichen praktischen Erfahrung reden kann, ganz besonders aufmerksam gemacht.

Kirchlich-soziale Blätter:

Die Vorschläge verdienen volle Zustimmung. Die Zukunft der Kirche wird von ihrer Verwirklichung sehr wesentlich abhängen.

Neue Westfälische Volkszeitung:

Wir empfehlen die frisch und anfassend geschriebene Schrift aufs beste.

Literarische Mitteilungen:

Möchten die in Hilberts Schrift gegebenen Hinweise die wohlverdiente Beachtung finden, sowohl in den Kreisen der inneren Mission als in den Kreisen der Kirchenleitungen.

Monatschrift für Pastoraltheologie:

Die kleine Schrift ist es wert längere Zeit im Mittelpunkt des Interesses und der weiteren Erörterung zu stehen. —

Moderne Willensziele.

Von Prof. D. **G. Hilbert.** 2. Auflage. 1919. 64 Seiten. M. 2.—

Der Wille zum Nichts: Arthur Schopenhauer — Der Wille zur Macht: Friedrich Nietzsche — Der Wille zum Glauben: Hamlet.

Theologische Literaturzeitung:

Die Aufsätze, die hier vereinigt sind, darf man als in ihrer Art musterhaft bezeichnen. Ursprünglich wohl als Vorträge gehalten, sind sie ein vorbildliches Beispiel guter Apologetik. Ein wirklich interessantes Thema: Was soll der Mensch wollen?, eine gründliche Auseinandersetzung mit modernen Geistern (Schopenhauer, Nietzsche), ein einfacher Stil, eine durchsichtige Beweisführung, eine vornehme Behandlung des Gegners und nicht zuletzt ein Verzicht auf jede Phrase: das sind die Vorzüge dieser Essays. . . . Ich möchte dem Büchlein eine weite Verbreitung in sog. gebildeten Kreisen wünschen.

Kunst und Sittlichkeit.

Von Prof. D. G. Hilbert. 1906. 66 S. M. —.80

Inhalt: Festlegung der Tatsachen. — Das Wesen der Kunst. — Kunst und Persönlichkeit. — Persönlichkeit und Sittlichkeit. — Kunst und Sittlichkeit. — Das Unsittliche in der Kunst. — Die Kunst und die Öffentlichkeit.

Reichsbote:

Verfasser behandelt diese schwierige und bedeutsame Frage von durchaus christlichem Standpunkt aus mit großer Klarheit und Schärfe, aber auch mit voller Nüchternheit und Gerechtigkeit. Laien sowohl wie Künstler können in dieser Schrift Ausführungen finden, die dem künstlerischen Schaffen und Verstehen beachtenswerte Richtlinien ziehen.

Nietzsches Herrenmoral und die Moral des Christentums.

Von Prof. D. G. Hilbert. 1910. 54 Seiten. M. 1.05

Staatsanzeiger für Württemberg:

Nietzsche wird hier an dem Punkt angegriffen, welcher nach seiner eigenen Auffassung den Mittelpunkt seiner Lehre bildet. Während Schopenhauer mit der Ablehnung des christlichen Gottesglaubens ein Festhalten an der christlichen Moral verbindet, sieht Nietzsche das Neue, das er bringen will, in der Überwindung auch der christlichen Moral. Demgegenüber sucht Hilbert insbesondere die Frage zu beantworten, ob es Nietzsche gelungen sei, eine neue, der christlichen überlegene Moral zu schaffen. Er geht von einer Vergleichung der beiderseitigen ethischen Auffassungen aus, um dann Punkt für Punkt nachzuweisen, daß, wo wirkliche Differenzen vorhanden sind, der christlichen Moral der Vorzug gebührte. Die Frage der Weltverneinung, die Forderung der allgemeinen Menschenliebe, die christliche „Gleichsetzung aller", die Frage der Heteronomie und des Eudodämonismus und andere Fragen kommen hierbei zu ausführlicher Besprechung. Wohltuend berührt die sachliche Art der Beweisführung. Die Entschiedenheit, mit welcher der Verfasser diese antichristliche Moral zurückweist, hindert ihn nicht, auf die vielen Goldkörner in Nietzsches Lehre aufmerksam zu machen, wie auch auf gewisse sympathische Züge in seiner Persönlichkeit.

Zwischen Gott und Welt.

Ein Wegweiser für suchende und denkende Menschen von Archidiakonus Dr. **Arthur Schröder**, Leipzig. 1918. 72 Seiten. M. 2.—, kart. M. 2.80

Inhalt: I. Kann es auf religiösem Gebiete eine wirkliche Gewißheit geben? II. War Jesus mehr als ein bloßer Mensch? III. Hat die Weltgeschichte einen Sinn? IV. Kann uns die Natur das Rätsel des Lebens lösen?

Die Ausführungen sind nicht etwa im eigentlichen Erbauungstone gehalten; aber sie dürfen doch als Zeugnisse angesprochen werden, die innerlich erheben und befestigen möchten, weil sie selbst aus den Quellen christlicher Heils- und Wahrheitsgewißheit schöpfen. Suchende und denkende Geister werden hier einen Ton von christlicher Weltanschauung finden, der auch mitten im modernen Kulturleben seine überzeugende Kraft entfalten kann.

G. Pätz'sche Buchdruckerei
Lippert & Co. G. m. b. H.
Naumburg a. d. S.